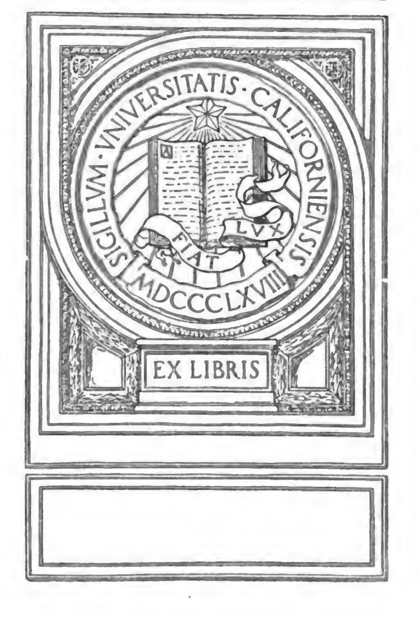
Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande

Christian Mehlis, Altertumsverein für den kanton ...

Otto Bremer.
29. 10. 92.





STUDIEN

ZUR

ÄLTESTEN GESCHICHTE

DER

RHEINLANDE

VON

DR. C. MEHLIS.

ZEHNTE ABTEILUNG

MIT VIER LITHOGR. TAFELN

HERAUSGEGEBEN VOM ALTERTUMSVEREIN FÜR DEN KANTON DÜRKHEIM.



LEIPZIG.
DUNCKER & HUMBLOT.
1888.

J. RHEINBERGER, DÜRKHEIM & KAISERSLAUTERN

Inhaltsverzeichnis.



Zur Einleitung.

Die folgenden „Studien“ enthalten die Früchte mehrjähriger vergleichender Arbeiten auf dem Gebiete der ältesten mittelrheinischen Altertumskunde. Sie haben zum Gegenstande besonders die Erforschung und Bestimmung der zum Teil kleinen zum Teil aber riesigen Anlagen der Vorzeit, welche man mit dem Namen: Ringmauern, Heidenmauern, Bergwälle und Bauernburgen bezeichnet und die sich auf den Vorbergen der Hart und den Vogesen zahlreich im Dunkel der Waldungen vorfinden. Mit seinem Freunde Bauinspektor J. Näher (vgl. „Die deutsche Burg“, Berlin 1885; „die Burgen in Elsass-Lothringen“, Einleitung, Strassburg 1886) ist auch der Verfasser der Ansicht, dass sich die mittelalterlichen Feudalburgen, ferner die befestigten Städte des Mittelalters aus den Wallburgen und Ringmauern der Völkerwanderungszeit in früherer Epoche unserer Geschichte entwickelt haben. Das Wallstedter Schlösschen bei Klingenmünster auf der einen, Schlosseck bei Dürkheim auf der anderen Seite bilden einen schlagenden Beweis dafür.

Es folgen diesen Abhandlungen mehrere andere Aufsätze, welche sich mit wichtigeren Fundobjekten besonders der Rheinpfalz beschäftigen und zur Klarlegnng gewisser komplicirter Verhältnisse beitragen sollen.

Sämtliche Aufsätze sind schon gedruckt, teilweise in pfälzischer periodischer Literatur, teilweise in der „Monatsschrift für die Geschichte Westdeutschlands“, im „Archiv für Anthropologie“, im „Globus“, im „Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“, im „Korrespondenzblatt des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine“, in den „Bonner Jahrbüchern“, im „Kosmos“, endlich in der „Berliner Wochenschrift für Philologie“.

Selbstverständlich wurde an alle hier zum Wiederabdruck gelangte Arbeiten die bessernde und nachhelfende Hand gelegt.

Die Zeichnungen rühren grösstenteils vom Verfasser, eine von der Hand des Herrn Eugen Stumpf her.





I.

Zur Ringmauerfrage.

1.

„Eine Ringmauerfrage?“ werden viele der verehrten Leser erstaunt fragen. „Was soll das bedeuten? Wir kennen wohl eine Kongofrage, eine Bekleidungsfrage, eine Wohnungsfrage, auch eine Frage an das Schicksal, aber eine Ringmauerfrage?“ „Jawohl, geehrter Leser, es ist keine Frage, es giebt auch eine Ringmauerfrage, welche ganz besonders an der linken Seite des Mittelrheinthales, im Wasgau und im Hartgebirge ihr Wesen treibt.“

Jedem wohl, welcher dem mächtig emporragenden Donnersberg einen Besuch abgestattet hat, der den sagenumwobenen Drachenfels im oberen Isenachthale bestiegen hat, oder die Einsamkeit des Orensberges oberhalb Albersweiler gestört hat, kennt die ringförmig angelegten, zusammengestürzten Wälle, welche aus Bruchsteinen bestehen und die Kuppen dieser Berge einfriedigen Bald sind dieselben einfach, bald doppelt angelegt, aber stets besitzen sie die Gestalt eines Ringes oder einer Ellipse, und da das Ganze im unversehrten Zustande ohne Zweifel ein mauerartiges Hinderniss bildete, so hat man solchen Befestigungsanlagen oder Einfriedigungen den Namen: *Ringwälle* oder *Ringmauern* gegeben. Und nun zur Frage. Die Gelehrten streiten sich erstens um die ursprüngliche *Konstruktion* dieser Wälle, zweitens um den *Zweck* derselben.

Die einen stellen die Ansicht auf, diese Mauern wären ohne Bindemittel und ohne hölzerne Einlagen nach Art der jetzigen Trockenmauern konstruiert gewesen; die Gegenpartei, an deren Spitze der bekannte Forscher Oberst von Cohausen steht, behauptet, die rheinischen Steinwälle wären nach Art der gallischen Mauern, welche Caesar ausführlich beschreibt (de bell. gall. VII. 23) ursprünglich angelegt worden. Diese letztere Konstruktion bestand aus einer Mischung von Holz, Steinen und Erde, wobei ersteres der Masse der letzteren Richtung und Halt gab durch regelmässige Einlage von Langhölzern (trabes directae) und Querbalken (trabes perpetuae), während die Steine die Zwischenräume zwischen den Balken ausfüllten, und die Erde — agger — dem ganzen Bau nach rückwärts ein Widerlager verlieh.

Sind nun solche Mischanlagen nach Caesar für Gallien nicht zu leugnen und nach den Abbildungen der Columna Trajana den Dakern nicht abzusprechen, so ist doch die Frage, ob wir eine solche oder eine einfachere Konstruktion für die rheinischen und südwestdeutschen Steinwälle anzunehmen haben. — Eine Reihe von Beobachtungen nun, welche Verfasser dieser Zeilen mit Dr. E. Jäger am Ringwall auf dem Drachenfels machte und ferner an bisher unbeschriebenen Anlagen im Hunsrück und an der Nahe vervollständigte, dürften für die Entscheidung dieser Streitfrage nicht ohne Belang sein.

In erster Linie geben wir Herrn Dr. E. Jäger aus Speyer das Wort, welcher als kenntnissreicher Ingenieur folgende Bemerkungen über den Drachenfels bei Dürkheim in der „Palatina" Nr. 97 vom 14. August 1884 macht:

„Herr Prof. Dr. C. Mehlis von Dürkheim nahm am Samstag, den 9. August, einige Ausgrabungen auf dem Drachenfels vor, die leider nicht von dem gewünschten Erfolge begleitet waren. Immerhin fanden sich einige inter-

essante Gegenstände. Es wurden fünf Gräber geöffnet, die aber sämtlich ohne Skelette waren. Doch fanden sich in ihnen einige Scherben von Töpfen, dann eine schwere Waffe, wohl ein Jagdspeer aus der Zeit der Völkerwanderung, ein Meissel und ein grosser eiserner Haken, sämtliche Gegenstände derart verrostet, dass schon dadurch ihr Alter auf viele Jahrhunderte zurück sich datieren lässt. Jedenfalls war der Drachenfels von uralten Zeiten her ein wichtiger Punkt in der Völkergeschichte. Kelten und Gallier, Römer und Deutsche hatten von ihm Besitz ergriffen und ihre Stellungen hier vertheidigt. Sehr interessant ist vor Allem die Steinmauer, welche auf dem Gipfel des Berges die Seiten deckte, welche nicht durch Felsabstürze geschützt waren. Man kann dort noch mit grosser Deutlichkeit wahrnehmen, dass diese Mauer, wenn auch aus Bruchsteinen ohne Mörtel, so doch mit grosser Ueberlegung gebaut war, besonders mit Benützung der vorhandenen Terrainverhältnisse. Höchst wahrscheinlich bestand die Mauer aus einer Strasse in der Mitte, neben welcher zu beiden Seiten nach Innen und Aussen eine Brüstung herlief, die mit Zinnen versehen war, so dass der Vertheidiger Schutz gegen die feindlichen Geschosse und zugleich Gelegenheit fand, seine Waffen gegen die anstürmenden Feinde auszuwerfen. Im Laufe der Jahrhunderte sind diese Zinnen wie die Mauer selbst allerdings gänzlich zerfallen, der steile Abfall der Aussenseite ist bei nasser Witterung vielfach abgerutscht und die Steine haben sich in ihrem natürlichen Böschungswinkel angeschüttet. Sehr deutlich sind noch an gewissen Stellen besondere Basteien zu bemerken, welche wichtige Punkte, wie die Eingänge, deckten, so dass die Befestigung hier doppelt war oder seitliche Deckung hatte.

Der Naturfreund findet auf dem Drachenfels herrliche Genüsse. Der Weg zu ihm führt von allen Seiten durch

die schönsten Waldungen und die Aussicht ist die lohnendste in der ganzen mittleren Pfalz. Vom eigentlichen Drachen- und noch mehr vom Westerfels schweift der Blick weithin in die Wald- und Berglandschaft, und die ganze innere Pfalz liegt hier tief unten und weithin aufgerollt zu unseren Füssen. Der Rundblick beginnt mit der Rheinebene am Weinbiet bei Neustadt, über die grosse Kalmit hinweg schauen wir dann zur Wegelnburg, weiter in die Gegend von Johanniskreuz und Kaiserslautern, sowie zum Königs- und Potzberg; gross und hochaufgerichtet blickt der Rothenfels bei Kreuznach zu uns herüber, und endlich schliesst der gewaltige Rücken des Donnersberges die Rundschau über die Berglandschaft, an welche sich dann das Mainzer Becken mit seiner lachenden Ebene anschliesst. Es ist, zumal bei hellem Wetter, wie der Herbst es meist uns bringt, fürwahr ein höchst lohnender Ausflug. Dank den vielen Wegweisern, welche der Drachenfelsclub ringsum, sowohl in der Richtung von Dürkheim wie von Lambrecht-Weidenthal her gesetzt hat und die er mit grosser Sorgfalt unterhält, ist der Weg auch leicht zu finden und sei somit jedem Freund von heimathlicher Natur und Geschichte empfohlen." —

Gelegentlich einer Studienreise im fernen Westen, an der romantischen Nahe, wo von der Höhe seltsame Felszacken und gezinnte Burgen grüssen, stiess Verfasser im Herbst 1883 auf zwei bisher in der Litteratur unbekannte alte Befestigungsanlagen.

Die erste derselben liegt an der Strasse, welche von Birkenfeld aus über den Hochwald an der Mosel nach Neumagen, Schweich und Trier führt. Die Führerrolle dorthin hatte Herr Dr. Back aus Birkenfeld. Oestlich von dieser Route oberhalb dem nahen Orte Börfink erstreckt sich von Nordost nach Südwest ein nach drei Seiten steil abfallender Bergkegel, dessen Seitenwände von rauhen

Quarzitblöcken bedeckt sind. Der Rand des Plateaus ist von einem Ringwalle eingefasst, dessen jetzige Konfiguration der Form der prähistorischen Wälle von Otzenhausen und Dürkheim entspricht. Zusammengestürzt bildet der Durchschnitt des Steinwalles ein gleichschenkeliges Dreieck mit breiter Basis. Die äussere Gestalt des Walles ist die einer unregelmässigen Ellipse, deren kleinerer Durchmesser von West nach Ost gerichteter 110 m, deren grösserer von Nord nach Süd gehender ca. 160 m beträgt; der Umfang misst ca. 500 m.

Die Dimensionen des Walles sind am stärksten im Südwesten der unten vorüberziehenden Strasse zu. Dort hat das Steingerassel eine Höhe von 4 m bei einer Basisbreite von 15 m. Im Westen und Osten sinkt die Wallhöhe auf 2 m, während sie im Nordosten, wo der Bergrücken in fast gleicher Erhebung heranzieht, auf $3^1/_2$ m ansteigt. Hier liegt auch der 2 m breite und 8 m lange Eingang in die Umwallung, geschützt durch einen vorgelagerten breiten Graben. Wie am Dürkheimer Walle und den Taunuswällen sind in der Nähe gelagerte Felsmassen in die Befestigung mit hereingezogen. Von Funden hier oben ist zu Birkenfeld nur eine aus Achat bestehende ovale Reibschale bekannt, wie solche zur Römerzeit und vorher gebräuchlich waren. Im Nordosten schliesst sich ein Terrainabschnitt an, der unter dem Namen „Saustübel“ bekannt ist, d. h. „Saustall“ von stabulum abzuleiten.

Name und Befestigungsart vom Vorkastell deuten darauf hin, dass wir auch in diesem hochgelegenen „Kastell“ einen geschützten Rückzugsplatz der eingeborenen Bevölkerung zur Zeit hochgehender Völkerwogen zu erblicken haben. Bemerkenswerth ist, dass an der Ostseite die wichtige Römerstrasse vorbeiführt, welche an der Nahe bei Frauenberg ausgeht und über Rinzenberg, Bör-

fink, Königsfeld nach Trier zieht.[1]) Was die Konstruktion dieses Walles anbelangt, so war dieser als Trockenmauer in derselben Weise ursprünglich gebildet, wie jetzt noch Trockenmauern in der Gegend von Otzenhausen und Dürkheim aus einfach gestossenen Bruchsteinen zusammengestellt werden. Die Besucher des Walles bei Otzenhausen im Herbst 1883 konnten Trockenmauern unten im Dorfe bemerken, welche eine Höhe von 4—6 m bei einer entsprechenden Breite hatten. Ganz dieselben Trockenmauern aus unbehauenen Steinen werden jetzt noch vielfach in respektablen Dimensionen am Hartgebirge hergestellt, ohne dass zu ihrer Konsolidierung eine Balkenverankerung oder ein sonstiges Hülfsmittel nothwendig wäre. Und so war es damals, wie jetzt; man konstruierte Trockenmauern damals zur Verteidigung, jetzt zur Einfriedigung und liess die Mauer nach statischen Prinzipien sich selbst tragen und stützen.

Eine zweite bisher unbeschriebene Befestigung liegt bei Kirn a. d. Nahe. Am rechten Naheufer, gegenüber von Kirn und der ragenden Kyrburg, erhebt sich der 306 m hohe Gauskopf (d. h. Kopf des Gaues). Einen nach Südosten ziehenden, unmittelbar und senkrecht zur Nahe abstürzenden Ausläufer desselben bildet der mit Gebüsch und jungem Eichwald bewachsene Glasberg oder Glasbläserberg. Nur mit Mühe und unter Lebensgefahr ist auf das kleine Plateau zu gelangen, welches von einer Mauer umgeben ist, die besonders auf der Nordwestseite wohl erhalten dem Archäologen neue Gesichtspunkte eröffnet. Auf der Naheseite ist diese Befestigungsmauer eingestürzt, nur das

---

[1]) Vgl. über diese Römerstrasse F. W. Schmidt in den „Bonner Jahrbücher" 1861, Heft 31, S. 206—208 und des Verfassers archäologische Karte der Pfalz in „Studien" VIII. Abteilung 1884.

Fundament hängt noch auf schwindelnder Höhe. Auf der Bergseite umzieht das ovale Plateau auf ca. 25 m Länge ein wohl erhaltenes Mauerwerk aus Bruchsteinen (Melaphyr- und Quarzitblöcke) bestehend. Bei einer Dicke von 2 m hat dasselbe noch eine Höhe von 2—3 m. Die Mauer ist aus senkrecht aufeinander geschichteten gleichen Lagen dieser Bruchsteine gebildet, zwischen deren Fugen ein aus Sand (ursprünglich Rasen) bestehendes Bindemittel sich befindet. Auffallender Weise ist diese Mauer mit mehreren aus der Mauerflucht um $^1/_2$ m heraustretenden, schief nach oben zulaufenden, kräftig formierten Pfeilern gestützt, welche dem ganzen Befestigungswerk festen Halt geben. An einer Stelle ist die Mauer zusammengestürzt, und an dieser Einbruchsstelle lagen oberflächlich mehrere verschlackte Steine, bei welchen die Oberfläche von einer glasartigen, grünlichen Schlackenkruste überzogen war. Eine genaue Untersuchung von der Seite des Berichterstatters ergab, dass diese Schlacke mit der ursprünglichen Maueranlage nichts zu thun hat, sondern dass dieser Brandprozess später auf der Mauerkrone vorging und hiebei durch ein starkes Feuer die Oberfläche der Quarzitbrocken zum Schmelzen gebracht wurde. Auch zeugten mehrere Holzkohlenreste von diesem Prozess; gebrannte Thonstücke scheinen mir von dem Mantel eines Ofens herzurühren. Nehmen wir diesen Thatbestand und den Namen des Ortes „Glasberg“ oder „Glasbläserberg“ in Verbindung zusammen, so schliessen wir daraus, dass vor mehreren Jahrhunderten an dieser Stätte von herumziehenden Technikern Glas geblasen und hergestellt wurde, wozu der zugige Ort und das an Kali reiche Quarzitgestein Veranlassung und Gelegenheit boten.

Die Umwallung jedoch ist weit älter und scheint, nach der Pfeilerbildung zu schliessen, von einer Be-

völkerung herzurühren, welche mit den römischen Befestigungselementen bereits Bekanntschaft gemacht hatte. Während der höhergelegene Gaukopf das eigentliche Refugium der bei Kirn ansässigen Bevölkerung bildete, diente die Befestigung auf dem Glasberg als Beobachtungsposten, als specula. Der Blick reicht von hier bis zu dem auf der Höhe des Hochwaldes gelegenen Walle bei Kirchberg und bis zum Walderbeskopf. Von beiden Punkten aus konnte man sich mit diesem leicht durch Feuerzeichen verständigen. Noch in der Zeit der Einfälle der Normannen und Ungarn benützten ohne Zweifel die Bewohner der offenen Ortschaften im Mittelrheinlande solche verborgene Rückzugsplätze. Was für die Zeit der Völkerwanderung mit Bezug auf diese Refugien in den Bergen gilt, hat für die Rheinlande noch Bedeutung bis Ende des 10. Jahrhunderts und bis auf die Umwallung der Orte selbst durch mörtelverbundene Mauern. An die Stelle der Berge traten dann die Burgen; beide Wörter gehen auf das Wurzelwort „bergen" zurück.

Auch die Gegenstände, welche nach einer Mitteilung von Förster Nohl zu Kirn sowohl im Glasbergwall als auch in seiner unmittelbaren Nähe sich vorfanden, dürften die doppelte Benützung des Glasberges als Zufluchtsort und als temporärer Glasverhüttungsplatz durch ihre chronologische Stellung beweisen. 1) Ein 42 cm langer starker Eisenhaken, verwendbar als Werkzeug und Waffe; 2) eine patinierte Gürtelschnalle aus Messing von frühmittelalterlicher resp. spätfränkischer Form; 3) eine 20 cm lange Messerklinge, die Form und die eingeschlagene Marke deuten auf die Zeit des späteren Mittelalters; 4) der Unterteil einer eisernen Sichel mit schmalem Eisen; 5) ein Gesimsfragment aus einem trachytähnlichen Gestein; dasselbe fand der Berichterstatter in der Mauer selbst, und

dürfte dasselbe beweisen, dass die Mauer seiner Zeit von einem umlaufenden Steingesims gekrönt war.

Als allgemein giltige Schlüsse entnehmen wir unserem Befunde die, dass die Ringwälle am Mittelrhein aus sehr verschiedenen Bau- und Benützungszeiten herrühren, dass ferner eine feststehende Schablone auf ihre ursprünliche Konstruktion nicht angewandt werden darf, sondern dass sich diese richtet nach dem Material, nach Ort und Zeit. Bei der Annahme von Schlackenwällen bedarf es in Westdeutschland grosser Vorsicht.[1]) Wie der Glasberg von Kirn deutlich beweist, rühren manche Schlackenprodukte, welche auf und in vorgeschichtlichen Befestigungen lagern, von technischen Prozessen späterer Zeit her. Aehnlich mag es sich bei dem Schlackenwall von Monreal verhalten, wie Dr. Köhl und wir vermuten. Auch hier gilt das Prinzip: „Man untersuche und prüfe, jedes Objekt für sich, nach dem Thatbestande, nicht auf Grund vorgefasster Meinungen!“

2.

Die Reste dieser prähistorischen Wälle finden sich am Mittelrhein, an der Donau und im übrigen Deutschland an besonders hervorragenden, aber auch zu gleicher Zeit unzugänglichen Punkten. Im Mittelalter hat man solchen alten Baudenkmälern weiter keine Aufmerksamkeit geschenkt, als dass es manche kleine Dynastien für gut fanden, ihre Burganlagen innerhalb eines solchen vorgeschichtlichen Walles hineinzustellen. In der Pfalz fand das Statt bei der Limburg oberhalb Dürkheim, sowie bei Schlosseck hinter der Hartenburg, ferner beim Wallstedter Schlösschen

---

[1]) Ueber die Schlackenwälle Schottlands und Frankreichs vergl. Nadaillac: „Die ersten Menschen“ (deutsche Ausgabe) S. 127—132; R. Behla: „die vorgeschichtl. Rundwälle im östl. Deutschland“ S. 11—12; Anderson leugnet ihre Existenz für Schottland, wie uns Schierenberg schrieb.

oberhalb Klingenmünster. Der spätere Einbau ist bei letzterer Anlage von besonderem Interesse. Mehrere — 4 Wälle — umziehen in ellipsoidischer Gestalt einen etwa 8 m hohen im Hintergrunde der von Südost nach Nordwest reichenden Anlage befindlichen Kegel, welcher nach Oberst Popp's Messung eine Längenaxe von 350 m besitzt.[1]) Auf diesem Kegel war nun nach den vorhandenen Mauerbauten, Thürsteinen und Mörtelresten im Frühmittelalter ein späterer Turmbau errichtet worden und die der Urzeit angehörigen Wälle schützten auch das mittelalterliche Refugium. Wallastede bedeutet nach Förstemann[2]) eine Stätte der „Walah“, d. h. der Fremden. Wenn ferner in der Urkunde Heinrich's IV. vom Jahre 1065 Lintburch in pago Spirgowe mit den Orten Plintheim und Walastede an das Bistum Speier vergeben wird, so ist wol in unserem Walastede, das zu gleicher Zeit ein an Stelle des späteren Klingenmünster oder in der Nähe stehendes Dorf war, zu denken.

Aber nicht nur im Mittelalter, nein schon zur Römerzeit benützten die Kriegsmeister des Südens die vorgefundenen Befestigungen zu ihren Zwecken. Dies Verhältnis zeigt sich z. B. am Ringwall auf dem Steinberge oberhalb Miltenberg.[3]) Inmitten desselben entdeckte Dr. Madler 1847 die Spuren einer kleinen römischen Militärstation und eine Reihe von Inschriftsteinen.[4]) Der berühmte Teutonenstein, ein Menhir mit römischer Inschrift, fand sich unmittelbar an der Ostfront dieses doppelzeiligen Walles. Auch die Befunde auf der Dürkheimer Ringmauer, besonders das Fundament

---

[1]) Vergl. Mehlis: „Studien“ III. Abt. S. 55.

[2]) Vergl. Förstemann: Altdeutsches Namenbuch II. S. 1529 und S. 1532.

[3]) Vergl. Mehlis: „Studien“ II. Abt. S. 13—14.

[4]) Vergl. „Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine“ 1878, Nr. 8 und 9.

auf der Ostseite mit den Gefässresten aus terra sigilata sprechen für die Annahme einer zu Ende der Kaiserzeit stattgehabten Okkupation dieser Anlage durch eine römische Besatzung. Aehnlich ist es mit der gewaltigen Befestigung des Donnersberges[1])

Aber noch bis auf die Neuzeit wurden solche Wallanlagen als Schutzplätze aufgesucht.

Ein mächtiger Hügel, ein künstlicher Erdaufwurf, welcher bei Neuhemsbach am Westende des Stumpfwaldes hinter Ramsen zwischen Eis und Pfrimm liegt, bildete bis in die Franzosenzeit den Zufluchtsort der benachbarten Gemeinden.[2]) Von Monreal am Glan erzählte Wirth Balder zu St. Medard, dass noch sein Grossvater beim Anzug der Franzosen das Vieh in den Graben dieser Befestigung geflüchtet habe. Ebenso brachten nach Cohausen's Mitteilung die Bewohner des Dörfchens Bongard an der Eifel sich und ihr Vieh beim Anmarsch der Franzosen in dem nahegelegenen Ringwalle auf dem Barsberge in Sicherheit.

So sehen wir an diesen Beispielen, dass diese Anlagen von der Römerperiode an bis auf die Neuzeit zum Teil als Beobachtungsposten feindlicher Truppen, meist aber als Rückzugsplatz, als Refugium der nahen Gemeinden und ihrer Habe gebraucht wurden. Und solche Benützung geschah zu einer Zeit, in welcher Wall und Graben bereits verfallen und eingeschüttet waren. Die Logik drängt dazu, einen solchen Gebrauch in noch höherem Grade für die Zeit der Gründung und Unterhaltung dieser Wallanlagen anzunehmen.

Cohausen hat auf diese Frage nach dem Zwecke der alten Ringmauern bereits die richtige Antwort gegeben

---

[1]) Vergl. C. E. Gross: „Wegweiser auf den Donnersberg" S. 47—49.

[2]) Vergl. Mehlis: „Studien" III. Abt. S. 61.

in dem schon oben angeführten Aufsatze in „Westermann's Monatsheften“ (1861 Nr. 63 S. 333—335). Befinden wir uns in der Frage der technischen Aufführung der mittelrheinischen Ringwälle mit seinen Ansichten in gewissem Gegensatze, so stimmen wir in der Frage nach dem Zwecke derselben mit ihm vollkommen überein. Ueberzeugend weist er nach, dass die Anlage der Doppelwälle den Gegner, welcher den Eingang forciert und sich in dem Zwischenraume zwischen erster und zweiter Mauer befand, in üble Lage brachte. In diesem Falle wurde die stürmende Partei sowohl vom ersten Walle wie vom zweiten Walle aus mit Geschossen überschüttet und von den Verteidigern in den Flanken im Zwingerraume selbst angegriffen. Der Feind konnte in diesem Falle seine Mannschaft nicht zur überlegenen Aktion bringen (vgl. Fig. 1).

So waren diese Bauernburgen einfach in der Anlage, verschieden nach Ortsverhältnissen im Aufbau, wie keine andere Befestigung der Vorzeit geeignet, in kriegerischen Zeitläufen für ganze Dorfschaften mit Weib und Kind, Habe und Vieh einen sicheren Rückzugsplatz zu bieten. Gingen auch die Hütten unten im Thale in Rauch und Flammen auf, so war doch innerhalb des schützenden Walles das Beste geborgen, die Familien und die Herden; und war der Feind abgezogen, so stand nichts im Wege, mit den nahen Bäumen des Waldes, mit Binsen und Rohr sie wieder in Bälde aufzubauen. —

Und sollten, wird der Leser fragen, gerade an den Ringwällen unseres von Römern und Germanen vielumstrittenen Rheinlandes keine Kunde erhalten sein in den Schriften klassischer Autoren? Gerade diese aber, Caesar und Tacitus, geben uns ausdrückliche Angaben an die Hand über die Natur der Rückzugsplätze bei gallischen und germanischen Volksstämmen. Caesar unterscheidet die Oppida der Gallier

und Britannier. Unter den Oppida der ersteren, z. B. Alesia, Avaricum, Bibracte, Gergovia, Vesontio u. a., versteht er Orte mit ständiger Bevölkerung, welche nach der von ihm (VII, 23) geschilderten Weise mit festen aus Steinen und Holz bestehenden Mauern umzogen waren. Es deutet diese ganze Anlage bereits auf einen von primitiven Verhältnissen aus vollzogenen Fortschritt. Und primitivere Verhältnisse in Anlage treffen wir z. B. in Gallien selbst, besonders aber in Britannien. Von den Aduatucern, einem Gauvolke, das von den Cimbern und Teutonen herstammen soll, berichtet Caesar (II. 29), dass sie nach der Niederlage der Nervier alle ihre „oppida castellaque" verliessen und sich nach einem von der Natur besonders festen Oppidum flüchteten Offenbar war dies Refugium vor dieser Besetzung nicht bewohnt oder befestigt, sonst hätte eben „cetera" nicht wegfallen können und wäre die Schilderung der jetzt erst erbauten Befestigung unnöthig gewesen.

Eine Bergnase mit steilen Abstürzen befestigten sie nun auf eine Länge von 200 Fuss mit einer Doppelmauer,[1]) auf welcher sie Felsmassen aufstellten und zugespitzte Pfähle einrammten. Nur nach einer regelmässigen Belagerung konnte Caesar diesen Platz nehmen.

Einfacher als diese schon komplizierten gallischen Verteidigungsanstalten waren die Oppida Britanniens. Cassivelaunus hatte an der Themse ein Oppidum. Dasselbe bestand in einem von Sümpfen und Wäldern geschützten Platze, der eine grosse Menge Menschen und Vieh aufnehmen

---

[1]) v. Göler sieht dies Oppidum auf dem Berge Falhize gegenüber der Stadt Huy an der Maas, Napoleon in der Citadelle von Namur, Rheinhard deutet nach Caesar VI, 32 Aduatuca oder Oduatucca als das germanische Wort: Odwacca = Gutswache, Glück leitet es ab vom kymrischen addu = ire und deutet es merkwürdiger Weise als audaces, während es doch näher liegt an „fahrende" = vagi zu denken.

konnte.[1]) Caesar sagt an dieser Stelle (V. 21) wörtlich: Oppidum autem Brittanni vocant cum silvas impeditas vallo atque fossa munierunt, quo incursionis hostium vitandi causa convenire consuerunt, d. h. „die Brittanier verstehen unter Oppidum einen in Sümpfen gelegenen von Wall und Graben befestigten Platz, in dem sie sich bei feindlichen Einfällen zu versammeln pflegen". Diese von Natur und Menschenhand befestigten Lager sind also nicht regelmässig bewohnt, sondern werden nur zeitweise bezogen zur Zeit feindlicher Einfälle.

So scheidet Caesar selbst zwei Arten von Oppida: 1) Förmliche Festungen mit ständiger Bevölkerung, 2) nur in Kriegszeit bezogene Rückzugsplätze mit einfachen Schutzmassregeln.

3.

Die zahlreichen strategisch angelegten vorgeschichtlichen Befestigungsanlagen am Mittelrhein, welche auf den Höhen des Vogesenkammes, des Hartgebirges, des Taunus und Odenwaldes lagerten, waren aber auch in späterer Zeit den Herren am Rhein, den Römern, aufgefallen. Ob die Verschanzungen auf dem Vogesenkamme, von denen Lucanus in seiner Pharsalia S. 397—398 folgende Mittheilung macht:

castraque, quae Vogesi curvam super ardua ripam
pugnaces pictis cohibebant Lingones armis

als eine in krummen Linien ziehende Wallmauer anzusprechen sei, möge dahingestellt sein. Bestimmt lautet dagegen das Zeugniss des Tacitus, der ja die Verteidigungsanstalten der Rheinlande aus eigener Anschauung kennen mochte. In der Germania C. 37 spricht er von dem Zuge der Cimbern und

[1]) Dieses Oppidum Cassivelauni wollen Geographen mit dem heutigen St. Albans nördlich von London decken.

Teutonen. Dabei heisst es: veterisque famae lata vestigia manent, utraque ripa castra ac spatia, quorum ambitu nunc quoque metiaris molem manusque gentis et tam magni exitus fidem. Ueber die Bedeutung dieser Stelle für die Ringmauerfrage hat sich Verfasser bereits 1877 in der Pick'schen Monatsschrift für rheinisch-westfälische Geschichtsforschung und Altertumskunde III. Jahrg. S. 121—125 ausgesprochen (vgl. Nr. IV).

Es ist nach dem Zusammenhang in der Germania kein Zweifel, dass hier utraque ripa auf die Ufer des Rheines zu beziehen ist. Deutlich beweist dies C. 41 die Stelle: at quomodo paulo ante Rhenum nunc Danubium sequar. An beiden Ufern des Rheines bezeugen, sagt Tacitus, weitausgedehnte Lagerräume die Volksmasse, welche bei der Wanderung der Cimbern und Teutonen beteiligt war. Welche nun der vielen rheinischen Ringwälle damit Tacitus im Auge hatte, ob den Donnersberger, den Dürkheimer, den Heidelberger, den Miltenberger Ringwall, das mag schwer im Einzelnen zu beweisen sein. Jedenfalls aber geht aus diesen klaren Worten des Tacitus hervor, dass die Stimme des Volkes, die Tradition, Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. diese räthselhaften Bauten am Rheine als aus der Zeit der Cimbern- und Teutonenzüge herrührend bezeichnet hat. Ferner geht aus des Tacitus' Stelle klar hervor, dass diese castra ac spatia, diese weiten Lagerräume, in erster Linie als Befestigungen und Schutzbauten für diese germanischen Stämme gedient haben. Wenn uns Plutarch im „Marius" C. 11 von der Wanderung der Cimbern und Teutonen berichtet, dass sie nicht in einem beständigen Zuge, sondern immer von Jahr zu Jahr zur geeigneten Jahreszeit und also unter längerem Aufenthalte an einem gelegenen Orte vorwärts rückten, so decken sich beide Stellen. Nach des Tacitus und seiner Zeitgenossen Ansicht dienten diese

rheinischen Lagerwälle den Cimbern, Teutonen und anderen germanischen Wanderschaaren zum zeitweisen Aufenthalte. Diese Auffassung steht vom wahren Sachverhalte nicht weit entfernt.

Der Zweck der rheinischen Ringwälle geht sonach aus ihrer strategischen Anlage, bei der auf Ort und Annäherungshindernisse sorgfältig Rücksicht genommen ist, ihrem technischen Aufbau und ihrer durch Ausgrabungen[1]) und Quellennachweise bezeugten Geschichte hervor. — Wie steht es nun mit der Ansicht, diese Ringwälle seien von den Germanen auch als Kultusstätten benützt worden? — Anlass zu solcher Ansicht gaben besonders die Ausgrabungen, auf dem Schliebener Burgwall unweit der schwarzen Elster auf dem rechten Elbufer. Man fand hier ausser Gefässen und Werkzeugen massenhaft verkohltes Getreide und Holz, welches man als Reste des Opferbrandes ansah. Bald übertrug man diese Erklärung auch auf andere Burgwälle. Wenn nun auch vielleicht mit Recht Prof. Fraas im Lochenstein, einem fast 1000 Fuss hohen Kegel des schwäbischen Jura's, eine altgermanische Opferstätte erkannt hat, so geht doch daraus nicht hervor, dass alle hohen von Ringwällen umgebenen Bergrücken zu Kultusstätten gedient haben müssen. Tacitus spricht auch über diese Frage ein entscheidendes Wort aus, wenn er in der Germania C. 9 mitteilt: lucos ac nemora consecrant deorumque nominibus appellant secretum illud, quod sola reverentia vident. Nehmen wir zu dieser Stelle die von Keck vorgeschlagene Emendation und setzen für das überflüssige „vident“ „cingunt“ oder „dividunt“,[3]) so

[1]) Vgl. Mehlis: „Studien“ II. Abt., Bonner Jahrbücher, Heft 77. S. 61—88. Bone: „Das Plateau von Ferschweiler“ und Artikel Nr. III.

[2]) Vgl. O. Fraas im Correspondenzblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1882 Nr. III.

[3]) Vgl. Neue Jahrbücher für Philologie, B. 111 S. 346.

ist der Sinn der, dass die Germanen Haine und Forste weihen und mit der Götter Namen jenes Abgeschlossene benennen, welches sie nur mit ihrer Ehrfurcht abtrennen. Hätte Tacitus etwas von heiligen Wällen gewusst, so würde er dies ohne Zweifel hier mitgeteilt haben. So gab es eine silva Herculis, einen lucus Baduhennae, ein Herthi nemus. Auch der Umstand bildet keinen Gegenbeweis, dass man in manchen rheinischen Ringwällen Inschriftsteine fand, welche germanischen Göttern geweiht waren. So ist z. B. vom Heiligenberge oberhalb Heidelberg, welchen ein gewaltiger Ringwall umzieht, eine dem Mercurius, Visucius und Cimbrius geweihte Inschrift bekannt. Letztere beweist nur, dass zu einer späteren Zeit an dieser Stelle ein dem Mercur geweihter Platz sich befand.[1]) Auch die Namen der heiligen Stätten bei den Germanen sprechen nach Grimm für die ursprüngliche Identität von Wald mit Tempel, so alah, wih, haruc, paro.[2])

Dagegen sei nicht in Abrede gestellt, dass hervorragende Punkte in der Nähe dieser Befestigungen vielleicht schon zur Zeit ihrer Erbauung, sicherer in späterer Zeit zu Opferplätzen benützt wurden. Ein solcher Ort ist der Brunholdisstuhl, welcher mit seinen Felswänden und seinen Sonnenzeichen unmittelbar an die Dürkheimer Ringmauer grenzt,[3]) ferner der Teufelsstein, eine Viertelstunde nördlich der Ringmauer, und die Höhle auf dem von einem Ringwall umzogenen Drachenfels, westlich von Dürkheim. Dahin zu zählen ist ferner der gewaltige Orensfels, welcher unmittelbar an den Ringwall stösst,

---

[1]) Vgl. Bonner Jahrbücher, Heft 74, S. 9 (Christ).

[2]) Vergl. Grimm: deutsche Mythologie (IV. Ausgabe ed. Meyer), S. 53–55, „Tempel ist also zugleich Wald", S. 55.

[3]) Vgl. Mehlis: „im Nibelungenlande", S. 47—53, und Pfälz. Museum 1884, Nr. 7, S. 55–56.

welcher den Orensberg umzieht, der Königsstuhl, welcher das westliche Eck des Donnersberger Ringwalles bildet, so ferner der Männelstein an der Südseite der Heidenmauer auf dem Odilienberge im Elsass und der „hohle Fels" am Südende der Ringmauer auf der Houbirg, östlich von Nürnberg. Besonders im Norden Europas, im Lande der Schweden, scheint der verbotene Gottesdienst auch innerhalb alter Lagerstätten abgehalten worden zu sein. So heisst es bei Schildener in einer Geschichte Gothlands:[1]) nymant mak anbeten berg, holz, wike odir stafgharde oder der heyden gott = „Niemand soll anbeten Berge, Haine, geweihte Orte, umschlossene Räume oder heidnische Gottheiten." In einem anderen Kapitel erzählt Schildener: „Vor dieser Zeit und noch lange nachher glaubten die Leute an Haine und an hohe Schutzorte und eingehegte Plätze" (= hult oc ac hauga wi ac stafgarda). Das garda des Schweden stimmt genau nach Form und Inhalt mit dem slavischen grod, grad = Burgwall überein, z. B. in Belgrad, Gradisca, Gratz, Königsgrätz, Nowgorod, Stargard u. s. w. Ohne Zweifel knüpft in Gothland die Verehrung Odins und der Asen an diese von der Tradition geweihten Plätze schon deshalb an, weil innerhalb ihrer Mauern die Vorfahren sich in alten Zeiten zusammengefunden hatten. Auch das darf ja nicht geleugnet werden, dass diese Räume in späteren Zeiten zum Teil als Malstätten und Volksversammlungsplätzen gedient haben; bekannt ist es vom Königsstuhl am Donnersberg, dass hier an dieser Malstätte die fränkischen Könige manchmal Gerichtssitzungen abhielten.[2]) Auch der Brunholdisstuhl scheint später als Malstätte benützt worden zu sein.

---

[1]) Vgl. Germania ed. H. Schweizer-Sidler, Berlin, 1877 zu C. 9 pag 22.

[2]) Vgl. J. S. Lehmann in der „Bavaria" IV. B. 2. Abt. S. 607, Gross: „Wegweiser auf den Donnersberg" S. 55.

Alles dies zugegeben, so scheint uns doch in dieser sekundären Frage nach der späteren Nebenbenützung der Ringmauern der Spruch Geltung zu haben: abusus non tollit usum. — —

Die Untersuchungen von Schuster, Cohausen, Virchow, Peucker und Schneider haben im Osten und Westen unseres Vaterlandes den Charakter der alten Ringwälle festgestellt. Im Ganzen war derselbe überall der gleiche. Es waren in den Urzeiten der Völkerentwicklung die einfachsten und zweckmässigsten Rückzugsplätze für die Zeiten der Gefahren. Ohne Zweifel sind aus ihnen in Gallien und wohl auch im Osten ständige Ansiedelungen, die oppida der Gallier, die πόλεις des Claudius Ptolemäus entstanden. Am Rheine aber blieben dieselben ohne ständige Bewohner, weil sie auf den Höhen lagen und der Verkehr später die Thalungen aufsuchte. Nur trotzige Dynasten und schutzsuchende Mönche haben auch im frühen Mittelalter diese castra ac spatia zu ihren Zwecken benützt, während seit den Niederlagen der Ungarn und seit der Einführuug des Mörtelbaues die rheinischen Ringwälle nicht mehr von der Gesamtbevölkerung der Umgebung flüchtend aufgesucht werden. Einzelne Bewohner mögen sie immerhin noch aufgesucht haben.

So liegen diese monumenta operosa, diese mühevollen Denkmäler, vereinsamt auf den einzelstehenden Rücken unserer Berge und künden von den Anfängen der rheinischen Baukunst aus einer Zeit, welche sonst der dunkle Schleier der Vorgeschichte deckt.

Mit Ehrfurcht lasst uns daher den Werken unserer Vorfahren nahen, in deren schützenden Räumen sie gegen böse Nachbarn, gegen Wälsche und Hunnen, Freiheit, Leben, Familie und Habe verteidigt haben!

Wir schliessen mit der anerkennenden Kritik, welche einer der kompetentesten Forscher, General von Peucker, über diese Ringwälle gefällt hat:[1]) „Diejenigen grossen Ueberreste der Landesbefestigungen der Urzeiten unseres Vaterlandes, welche bis auf unsere Zeiten erhalten geblieben sind, lassen, vermöge der überaus umsichtigen Vorkehrungen, welche für die Sicherung wichtiger Terrainabschnitte und ihrer Verbindungen getroffen sind, auf eine viel grössere Ausbildung der Taktik jener fernen und so wenig gekannten Zeiten schliessen, als man glauben sollte Der Hauptgrund hiervon scheint in dem Umstande gesucht werden zu müssen, dass man damals zwar mit den reichen Hilfsmitteln der Wissenschaft unbekannt war, dagegen aber auch glücklicherweise von den Verirrungen gezwungener Systeme und künstlicher Theorien gänzlich bewahrt blieb und daher im Stande war, mit klarem und unbefangenem Auge das wirkliche Bedürfnis in seiner grössten Einfachheit zu erkennen und auf dem Boden der Erfahrung die kürzesten und zweckmässigsten Hilfsmittel aufzusuchen."

---

[1]) Vgl. von Peucker: „Das deutsche Kriegswesen der Urzeit", II. B. S. 352.

II.

Zur Zeit der Erbauung der mittelrheinischen Ringmauern.

Nur sehr wenige der alten Bauernburgen der Vorzeit sind so durchforscht, dass man auf Grund der Einschlüsse einen Schluss ziehen kann auf das archäologische Alter derselben. Und selbst wenn solche determinierende Objekte vorhanden sind, so rühren dieselben meist von der inneren Fläche oder der Aussenseite her, nicht aus dem Innern der Mauer selbst. Nicht ohne Bedeutung für die Lösung dieser wichtigen Frage scheint mir der Umstand zu sein, dass die Steine selbst, aus denen speziell die Dürkheimer Ringmauer besteht (vgl. Mehlis: „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande“ 2. Abt. mit Tafeln), zu sprechen scheinen. Dieselben bestehen in vorliegendem Falle aus Bruchsteinen oder Findlingen, meist von der Grösse einer Manneslast. Das Material bildet der Buntsandstein, der das überlagernde Gestein des Hartgebirges vorstellt. An den Bruchsteinen bemerkt man nun häufig und zwar zumeist an den Lagerseiten starke, oft einfache, oft parallel ziehende Rinnen oder Scharten, welche bei ihrer Regelmässigkeit nicht auf Verwitterung zurückgehen können. Diese Rinnen sind in manchen Fällen von ebenen, scharf eingesprengten Flächen begleitet, welche, wie die Abbildung Fig. 2 aufweist, eine nach

unten zunehmende Breite besitzen. Der vorliegende Stein (vgl. Fig. 2) hat bei a b eine Breite von 5,5 cm, bei d c von 7 cm; die Länge des Einschnittes beträgt 14 cm. Die obere Kante bei a b ist ca. 3 cm eingeschrägt und zwar, wie Sachverständige erklären, mit der Schärfe eines Pickels.

Die ganze Situation macht in diesen Fällen nach Aussage sachverständiger Steinhauer den Eindruck eines mit einem eisernen Keile durchschroteten Steinbrockens, wobei die Abschrägung bei a b den sogenannten „Schrot" (von „schroten" abgeleitet) bildet. Die Eisenkeile verjüngen sich nicht, wie die später im Mittelalter gebrauchten, nach unten, sondern verbreitern sich.

Ueber die Natur nämlich der im frühen Mittelalter gebrauchten eisernen Sprengkeile sind wir bei den Dürkheimer Ringmauern genau unterrichtet, indem die am Südrande derselben am Fusse des Brunholdisthales 1884 unternommenen Ausgrabungen neben gerieftem Geschirre, Bleiplatten u. s. w. auch einen kleinen eisernen Ambos und zwei Sprengkeile geliefert haben (vgl. Pfälzisches Museum 1884 Nr. 7 S. 8). Unmittelbar an dieser Stelle steht im Felsen gehauen die Jahrzahl 1204. Daraus geht nach der Lagerung der Ortsverhältnisse mit Nothwendigkeit der Schluss hervor, dass die Felsenwand des Brunholdisthales vor dem Jahre 1204 abgebaut war. Die hier gefundenen Eisenkeile haben nun eine Dicke von 2,5 cm, eine obere Breite von 4,7 cm, eine untere von 2,2 cm bei einer Länge von 4 cm (vgl. Fig. 3).

Diese Sprengkeile des Mittelalters zeigen demnach ein von denen der Vorzeit diametral verschiedenes System auf, und letztere nähern sich den in der Gegenwart gebrauchten. Da nun nach unseren lange Zeit fortgesetzten Nachsuchungen diese Funde nicht vereinzelt dastehen,

sondern auf solche Art gesprengte Steinstücke selbst auf der Oberfläche der Ringmauer häufig herumliegen, so geht daraus für jeden Sachverständigen der zwingende Schluss hervor:

die Bruchsteine unserer Ringmauer wurden zumeist durch Sprengen der nahen Buntsandsteinbrüche mittelst starker Eisenkeile gewonnen.

Die Konstruktion dieser Keile zeigt zudem von einem gewissen Ueberflusse von Eisen. Folglich fällt der Hauptbau der Dürkheimer Ringmauer in die Zeit einer vorgeschichtlichen Eisenperiode. Für die Anwendung von Eisenwerkzeugen spricht auch die Beschaffenheit eines mit Kehlungen und Wulsten versehenen grösseren Werksteines, der sich inmitten des Walles vorfand. Er gehörte wahrscheinlich zu einer den Wall krönenden Brüstung (vgl. „Studien“ 2. Abt. V. Tafel Fig. 9).

Auf Grund der zahlreichen Funde geschliffener Steinbeile in der Umgegend dieser Ringmauer hatte der Verf. bisher als Erbauungszeit derselben die neolithische Periode für wahrscheinlicher gehalten. Mag nun auch schon damals dies Plateau zeitweise bewohnt gewesen sein; so stark befestigt und vertheidigt war dasselbe wohl damals noch nicht. —

Andere uns bekannte Umstände sind im Stande, diesen unabweisbaren Schluss näher zu präzisieren. Bei den im Jahre 1875 auf der Dürkheimer Ringmauer vorgenommenen Ausgrabungen fand der Verfasser mehrere kurze eiserne Messer, wie solche in der la-Tène-Zeit gebräuchlich waren. — Ausgrabungen wurden mehrere Jahre später auf der gegenüberliegenden Limburg vorgenommen. Bei demselben prähistorischen, dickwandigen und mit Leisten versehenen Geschirr, welches die Ringmauer auszeichnet, fand man

die Reste einer feingegliederten Drahtfibel aus Bronze,[1]) welche nach dem zurückgedachten Schlussstücke der Früh-la-Tène-Zeit angehört. Aus diesen Gründen schliessen wir, dass die Dürkheimer Ringmauer mit Wahrscheinlichkeit in der frühesten la-Tène-Zeit d. h. im 5.—4. Jahrhundert v. Chr. ausgebaut und sicherlich in dieser Zeit bis zum Frühmittelalter zeitweise bewohnt war. Auf ihre ursprüngliche Konstruktion dürfte der Volksname „Windmauer“ ein bezeichnendes Licht werfen; sie war mit Gewinden d. h. gewundenen Aesten und jungen Bäumen auf der Aussenseite befestigt und verklammert.

Auch die Erbauung einer anderen mittelrheinischen Ringmauer, des Walles auf dem Altkönig, fällt nach den von Oberst von Cohausen gemachten Funden in dieselbe Zeit (vgl. Bericht über die Frankfurter Anthropologen-Versammlung, S. 178, und Nassauer Annalen, 18. Bd., 2. Heft S. 214 und 2. Tafel Fig. 5 u. 8). Im Inneren der zerfallenen Mauer stiess man nämlich auf ein eisernes Messer mit §-förmigem Henkel und eine prächtige Thierkopffibel. Letztere bildet nach Tischler und Undset ein Charakteristikum der ausgesprochenen, d. h. der mittleren la-Tène-Zeit.

Zu dieser Schlussfolgerung sei bemerkt, dass die von unserem Freunde Dr. Hammermann zu Frankfurt innerhalb des Altkönigwalles aufgefundenen rohen und roten Gefässstücke eine in's Auge fallende Analogie zu den Gefässresten von der Dürkheimer Ringmauer bilden. Auch ein dritter Ringwall scheint in diese Periode zu gehören, der von Dr. Jakob mit Umsicht untersuchte, auf dem Gleichen bei Römhild

[1]) Vgl. die Zeichnung derselben Fibel in „Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns“ VI. Bd. 1885 4. Heft, 29. Tafel, 6 Fig.; sie rührt aus Hügelgräbern der Früh-la-Tène-Zeit bei Gräfenberg in Oberfranken her.

befindliche. Die zahlreichen Befunde an Thierkopffibeln und Paukenfibeln, welche man innerhalb des Walles gemacht hat, machen es sehr wahrscheinlich, dass die Erbauung desselben gleichfalls in die Früh-la-Tène-Zeit, seine Hauptbenützung in die mittlere la-Tène-Zeit fällt (vgl. „Archiv für Anthropologie“ 18. Bd. S. 261—296 u. Tafel X u. XI).

Ohne Zweifel gehören manche der rheinischen, vorgeschichtlichen Befestigungen einer späteren Zeit an; besonders die aus geschichteten Quaderreihen bestehenden mögen unter römischem Einflusse angelegt worden sein. Mit Sicherheit hinwiederum geht aus den Funden und der Konstruktion anderer Anlagen, besonders der süddeutschen Ringwälle der Schluss hervor, dass ihre Erbauung einer früheren Periode angehört. Ist dieselbe, wie wir weiter unten beweisen werden, für manche Wallbauten des südlichen Deutschlands in die Hallstatt-Periode zu setzen, so geht aus vorliegender Betrachtung der Schluss hervor, dass in der la-Tène-Zeit für die Bevölkerung der mittelrheinischen und mancher oberdeutschen Gaue zwingende Gründe vorhanden waren, zur Sicherung von Hab und Gut, Familie und Viehstand rohe Befestigungen auf nahen Berghäuptern anzulegen oder wenigstens ältere Refugien zu verstärken und zu verbessern, deren formlose Reste uns in den Steinaufschüttungen auf dem Heidenmauerberge oberhalb Dürkheim und dem rauhen Felsplateau des Altkönigs noch vor Augen liegen.

III.

Zur Dürkheimer Ringmauer.*)

Ein Räthsel, wie die Ringmauer von Dürkheim, muss immer wieder vom Forscher neu zu rathen versucht werden. Einen erneuten Beitrag zur Untersuchung lieferte die Konstatierung einer rohen Turmanlage mit einer nahen Befestigungsmauer, welche den Eingang zu dem Thälchen schirmte, das sich von der Kallstadter Ziegelhütte zum Forsthaus Weilach erstreckt. Dieses Fort deckte den von der Natur schwachen nordwestlichen Zugang zur Ringmauer, während die nordöstlichen die erhöhten Etagen des Peterskopfes, des Heidenfels und des sogenannten „Kreis“ schützten.

Allein wer bemerkte, dass die südlichen Spitzen der Ringmauer an einem Punkte sich treffen, welcher weder von der Natur noch von der Kunst geschützt ist, indem die Landzunge noch 100 Schritte weiter nach Südwestsüd bis zum Signalstein reicht, dem musste dies bei der sonstigen Sorgfalt für die allseitige Sturmfreiheit des Ringmauerplateaus auffällig werden. Die bis zur Isenach nach Süden und Westen steil vorspringende Felsenmasse, deren schmaler Grat mit Recht den Namen „schöne Aussicht“ trägt und deren Hügelbau nach der Vermuthung von Dr. Paul Wislicenus jeden-

*) Vgl. Mehlis: „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande“ II. Abt. S. 5—11 und I. Tafel; XXXV. Jahresbericht der Pollichia, S. 114.

falls künstlich als Specula hergestellt worden ist, denn frei schweift der Blick von hier in das Labyrinth der einsamen Isenach gen Westen wie zum Randeder Rheinebene bis zu den Bogenlinien des Oden- und Schwarzwaldes, dacht sich nach Südosten und zum Stadttheil „Hinterberg" allmählich und in sanfterem Abhange ab, der einen plateauartigen Charakter annimmt. Diese kleine halbkreisförmige Etage mag ca. 40 m niedriger liegen als der Signalstein. Hier herauf führt von der genannten Vorstadt Dürkheims einerseits der sogenannte „Gaisenweg" zum Signalstein, andererseits ein zweiter Fusspfad zum Krummholzer- oder Brunholdisstuhl. Die Spitze dieser Abdachung trägt einen hübschen Kastanienschlag, während nach Südwesten Weinberganlagen gemacht sind. Bei ihrer Anlage ward manche rohe Urne mit primitiver Strichornamentierung dem Boden enthoben, von denen sich Bruchstücke in der Sammlung des Dürkheimer Altertumsvereines befinden; auch eine blaue Glasperle fand sich hier in der Nähe Diese ganze Terrasse, welche im Volksmunde den Namen „Sonnenwende" hat, umzieht im Halbkreis den Südostabhang des Ringmauer- oder Kästenberges. Wer auf feindlicher Seite dieses Vorplateau eingenommen hatte, dem war es um die Hälfte leichter, die Wallanlage der Ringmauer selbst zu forcieren.

Es war dieser Umstand schon längere Zeit dem Verfasser dieser Zeilen nahegegangen, und er schloss, dass die Strategen der Vorzeit einen schweren Fehler gemacht haben müssten, wenn sie dies natürliche Vorwerk unbefestigt gelassen hätten.

Die Voraussetzung traf bei der Untersuchung ein! Den Vorrand des Plateaus umziehen noch mehrere ziemlich gut erhaltene Fragmente eines früher ohne Zweifel kontinuierlichen Vorwalles, der vom Fuss der Felsennase bis südlich des Brunholdisstuhles das Vorland der eigentlichen Festung deckte.

An einzelnen Stellen hat der Weinbauer die Handsteine des Walles benützt, um zum Schutze seiner Anlage eine senkrechte Weinbergmauer aufzutürmen. Das von dunklem Moos überzogene bandförmige Geröll zeugt dort noch von dem Zuge des ursprünglichen Walles. Es bildet die halbmondförmig gestaltete, auf Felsen aufliegende Umwallung eine fortlaufende Linie von über mehr als 100 Schritt Länge. Die Basis hat an diesem Walltheil eine Breite von 4—6 m, die Krone eine solche von 1—1½ m, die Höhe steigt bis zu 2 m an einzelnen Stellen. Oestlich von diesem Halbmondwalle liegt ein zweites ebenfalls in der Mitte ausgebeugtes Wallfragment. Es scheinen diese beiden Bögen ein stärkeres Reduit für die ganze Strecke des Vorwalles gebildet zu haben. In westlicher Richtung stösst an diese ehemalige Bastion ein 36 Schritte langer und 3 Schritte breiter, etwa 1½ m tiefer Graben, aus dem das Felsgestein sichtbar ausgeschrotet wurde. Ob dieser mit der prähistorischen Wallanlage oder anderen technischen Zwecken zusammenhängt, konnte der Verfasser nicht ermitteln. Das ganze Feldstück liegt übrigens noch immer unkultiviert da; nur einzelne Haselsträucher und Kastanien decken dies Grundstück, von dem man einen hübschen Auslug auf den Durchbruch des Isenachthales geniesst.

Es ist somit kein Zweifel, dass die vorsichtigen Verteidiger der Vorzeit zur Sicherheit das ganze Plateau in das Netz der Wallanlage mit hereingezogen hatten. Unter solchen Umständen war eine so wie so schwer ausführbare Umwallung der Felsennase unnötig; das Vorwerk deckte dieselbe vollständig. Vielleicht diente das Plateau als eingefriedetes Urnenfeld.

Es muss uns der Umstand, dass diese ohne Denkmal und Sage verschwundenen „Ritter von der Ringmauer“ an den von der Natur stiefmütterlich behandelten Punkten des

Gesammtplateaus sorgfältig Vorkehrung getroffen hatten, von diesen aus nicht überrumpelt zu werden, mit Achtung vor deren strategischen Blick erfüllen. Da wo der Anstieg vom Thal aus am leichtesten auszuführen war, deckte nach unserer Untersuchung ein zweites stattliches Vorwerk von 500—550 m Länge den Hauptweg von und zum Isenachthale, der schon des Wasserholens halber von besonderer Wichtigkeit war.

So stellt jede neue Untersuchung an den Hängen der Dürkheimer Ringmauer fest, dass wir in dieser Position keine zufällig eingenommene, sondern eine mit besonderem Bedachte auserwählte und wohlbefestigte zu erblicken haben. Mit ihren Vorwerken und Bastionen reiht sich diese Festung der Vorzeit den Wallanlagen auf dem Altkönig und der Houbirg, denen bei Hirschhausen und Otzenhausen im Hunsrück, auf dem Donnersberge und dem Orensberge u. A. nicht nur ebenbürtig an, sondern übertrifft sie sogar in der Genialität der Anlage und in der Sorgfalt der für solche Bauernburgen der Vorzeit mustergilt'gen Detailausführung. Man könnte unter solchen Umständen fast versucht werden, dem römischen Einfluss Spielraum zu gewähren.

IV.

Die Denkmäler der Cimbern am Rhein.

So wenig die philologische Thätigkeit bezüglich der Erkläıung der Autoren zu unterschätzen ist, so muss man doch zugestehen, dass heutzutage die Textfragen im Allgemeinen als abgeschlossen betrachtet werden können, und dass es sich nunmehr bei den leichten Kommunikationsmitteln, bei den illustrierten Publikationen der verschiedenen historischen und archäologischen Vereine darum handeln muss, die nicht *anfechtbaren Nachrichten* der *Autoren* in ein bestimmtes Verhältniss zu bringen mit den *Ergebnissen* der *archäologischen Forschung*.

So tot Klassikernachrichten ohne Anschauung erscheinen, so unfruchtbar sind Altertumsforschungen ohne Verbindung mit den schriftlichen Quellen. Nur die Berücksichtigung der schriftlichen Tradition in lebendiger Beziehung mit den Resten der Architektur und Kunst wird wirklich neues Leben in die versiegten Adern der Erforschung des klassischen Altertums giessen nönnen.

Und findet diese Voraussetzung Statt auf griechischem und römischem Boden, so auch mit demselben Rechte auf germanischem und speziell auf rheinischem, der allerdings seit Jahrzehnten anderen Regionen mit gutem Beispiele vorangeht.

Vieles ist noch in ganz bekannten Autoren versteckt, was nur an den Tag gezogen zu werden braucht und in's rechte Licht gesetzt zu werden, um thatsächliche, ziemlich rätselhafte archäologische Objekte zu erklären.

Ein solcher locus obrutus ist eine Stelle im bekannten Kapitel der Germania, 37, das vom Cimbernkrieg spricht. Die Worte, die uns ohne Zweifel Baudenkmäler aus dem Cimbernzuge andeuten, lauten nach dem Vulgärtexte:

> veterisque famae lata[1]) vestigia manent, utraque ripa castra ac spatia, quorum ambitu nunc quoque metiaris molem manusque gentis et tam magni exitus[1]) fidem.

Die sprachliche Erklärung fordern heraus die beiden Substantiverbindungen castra ac spatia und molem manusque gentis. Was die syntaktische Bedeutung und begriffliche Auslegung dieser zwei Ausdrücke betrifft, so stehen sich hier neuestens Kritz und Schweizer, andrerseits Baumstark in ihren Ausgaben gegenüber. Erstere fassen castra ac spatia als Hendiadys = castrorum spatia, letzterer nimmt sie als koordinierte Synonyme. Und zwar sind letzterem die castra wirkliche mit der Wagenburg und auch mit Palissaden umgebene „Lager“, die spatia weite begrenzte Räume ganz in der Nähe der castra (vgl. C. Taciti Germania, erläutert von A. Baumstark, S. 117, Anm. 4). Erstere wären nach Baumstark für die Krieger = manus, letztere für die übrige Menge = moles Schutzmittel gewesen.

Als Hendiadys fasst auch Dräger das castra ac spatia (über Syntax und Stil des Tacitus, S. 102, § 243), und der Sprachgebrauch scheint dies auch insofern zu bestätigen, als spatium als Concretum gebraucht, gewöhnlich mit einem Genetiv verbunden auftritt. So spatia omnis temporis, spatia

---

1) Rhenanus ändert ohne Nöten late; für exitus setzt Lipsius ohne Zwang exercitus.

montis u. s. w. bei Cäsar, Cicero, Plinius und in der Germania selbst c. 35 immensum terrarum spatium. Das Ganze mag desshalb — feinere Distinktion erscheint unnötig [1]) — ohne Zweifel „weite befestigte Räume“ ausdrücken.

Beim zweiten Ausdrucke legen wir nach Taciteischem Sprachgebrauche auf die Vertauschung der Partikeln keinen Wert. Sie ist häufig bei Tacitus; vgl. Dräger a. a. O., insbes. S. 44, § 114. Eine Hendiadys bei molem manusque gentis anzunehmen, verbietet die evidente, der Koordination fähige konkrete Bedeutung. Moles drückt meistens die Massenhaftigkeit aus. Diese kann aber hier nicht vom Bau gemeint sein, das drückt bereits ambitus = der grosse Umfang der Lagerräume aus; folglich muss sich das Wort auf die Massen der Auswanderer beziehen, das des Ferneren den Ausdruck manus spezialisiert, wozu die Explikation et magni exitus fidem eine weitere Erläuterung dieser archäologischen Notiz gibt (vgl. Dräger a. a. O S. 44, § 113).

Im Ganzen erhielten wir darnach den Sinn: „An beiden Seiten des Rheinstroms (soweit den Römern bekannt = utraque ripa) bezeugen weite befestigte Lagerräume noch heute die ungeheuren Massen des cimbrischen Heereszuges.“

Nach diesen genauen Angaben muss man fast annehmen, Tacitus habe diese Wälle der Vorzeit selbst gesehen und bewundert und sie seien ihm als Denkmäler der Cimbern bezeichnet worden. Und sollten wir keine Spuren dieser Riesenwälle am Rheine mehr besitzen?

Zuerst die Vorfrage: berichten uns die klassischen Autoren selbst vielleicht etwas Näheres über solche Bauten der Cimbern? Allerdings und zwar kein Geringerer als

[1]) Ueber stilistische Unterschiede zwischen den Schriften der ersten und zweiten Periodeb ei Tacitus vgl. Dräger a. a. O. S. 101, § 242.

Julius Caesar. Die Aduatucer, die der Imperator niederwirft, und die ihre Stadt so wacker verteidigten, sind Abkömmlinge der Cimbern und Teutonen, zurückgelassen am linken Rheinufer zum Schutze des Gepäckes oder besser, wie Usinger vermutet, zur Hütung des Rheinüberganges (vgl. d. V.'s. Schrift: „die Anfänge der deutschen Geschichte“ S. 18). Ihre Hauptfeste an der Maas bei der Stadt Huy (nach Göhler) lag auf einer Bergzunge, deren einen Zugang eine Doppelmauer schützte, auf der Felsenmassen zum Hinunterstürzen und Palissadenpfähle angebracht waren. Sie werden wohl im Kampfe ums Dasein [1]) in der Erbauung ihrer Wallwerke Verbesserungen von den Galliern acceptirt, im Ganzen aber der Heimat usuelle und praktische Verteidigungsanstalten im Prinzip beibehalten haben. Und diese strategische Grundidee bestand in der Anlegung der Doppelumwallung, welche den Feind auch nach Eroberung der ersten Vallation in die Falle zwischen den ersten und zweiten Wall brachte. Näheres darüber bei Cohausen: Ringwälle in Westermann's Monatsheften 1861 S. 333 ff.

Für den Rheinübergang der Cimbern liessen sich nun zwei Punkte fixieren. Caesar teilt uns mit (B. G. II, 4), dass allein die Belger die Cimbern und Teutonen abgewehrt hätten; daraus könnte man schliessen, dass sie östlich der Belger am Niederrhein den Uebergang forciert hätten. Hierauf deutet auch der spätere Wohnort der Aduatucer an der Maas Andrerseits heisst es B. G. II, 29, dass die Cimbern die Aduatucer unmittelbar vor ihrem Zuge in die römische Provinz an der Rhone am Rhein postiert hätten; damit wäre man an einen wichtigen Punkt am Mittelrhein gewiesen, am ehesten die wichtige Gegend bei Mainz.

[1]) Eine neue Uebersetzung von Caesar's: exagitati, cum alias bellum inferrent alias illatum defenderent.

Ausserdem müssen wir uns aber die Art und Weise der cimbrischen Wanderung, die uns Plutarch im Marius c. 11 beschreibt, als eine jährliche und langsame mit längerem Aufenthalte an einem gelegenen Orte stattfindende vorstellen.

Unter den vielen Denkmälern oder Ringwällen am Rheine, die von der Teutoburg, die an die Teutonen erinnern möchte, zur Heidenmauer bei Kreuznach und zu den Wällen im Taunus, zu den Ringwällen im Hartgebirge und in den Vogesen, im Odenwalde und im Spessart heraufreichen, kann es desshalb nur eine beschränkte Anzahl sein, welche den Ansprüchen des Schutzes, der günstigen Lage und wo möglich der Doppelvallation entsprechen. Am geeignetsten könnten als solche Lagerwälle aus cimbrischer Zeit nach diesen Indicien bezeichnet werden: der Wall auf dem Altkönig und die Altenhöfe im Taunus. Diese besitzen auch die Doppelumwallung; vgl Cohausen a. a. O. S. 326 und 328. Im Hartgebirge möchten berechtigten Anspruch auf solchen Ursprung besitzen der Wall auf dem Donnersberg und die Dürkheimer Ringmauer. Allerdings Doppellinien besitzt wenigstens ersterer nicht; allein beide liegen mitten in fruchtbaren Landschaften, an strategisch wichtigen Punkten und waren für ein raubendes Wandervolk, wie wir uns Cimbern und Teutonen vorstellen müssen, als castra und spatia wie geschaffen

Beide Wälle schliessen zudem einen bedeutenden Umfang ein; ersterer über 1 Million □m, letzterer fast $^1/_3$ Million □m. Noch jetzt bewundert man die moles manusque gentis, die ein solches Riesenwerk schuf. Dazu sind die Steine, aus denen die Wälle im Taunus und in der Hart hergestellt sind, alle für einen Erwachsenen leicht tragbar.

Von Ausgrabungsobjekten sind nur die an der Dürkheimer Ringmauer ansehnlich, die der Verfasser publizierte.

Am Donnersberg fand er wegen des Waldes wenig Anhaltspunkte, auf dem Altkönig spürte Dr. Hameran ähnliche Scherben wie auf der Dürkheimer Ringmauer auf.

Von den Ausgrabungsobjekten unterstützen besonders die zahlreichen, riesigen 3—4 Fuss langen sogenannten Kornquetscher (vgl. d. V.'s Studien II, S. 14 und 47) aus verschlacktem Basalte von Niedermendig bei Andernach die Annahme, dass diese Wallbewohner aus jenen Gegenden am Mittel- und Niederrhein mit Kind und Kegel einst in diese fruchtbaren Gauen gezogen kamen. Eine Reihe von Eisenmessern stammt gleichfalls aus derselben Periode, wie diese Kornquetscher, nämlich aus der la-Tène-Zeit, und in diese und zwar in die spätere fällt gerade der Cimbernzug.

Auch die Verehrung des cimbrischen Mercur (Mercurius Cimbrius), welche sich auf mehreren dieser mittelrheinischen Wälle inschriftlich nachweisen lässt — so auf dem Heiligenberge bei Heidelberg, dem Greinberge bei Miltenberg —, scheint mit dieser Ideenassoziation zusammenzuhängen Auch Karl Christ hat diesen Gedanken ausgesprochen.[1])

Allein Alles dies zugegeben, so könnte man glauben, zu des Tacitus Zeiten seien nach dieser Stelle diese vorgeschichtlichen Denkmäler im Allgemeinen mit dem Namen „cimbrische“ bezeichnet worden, weil sich vom Aufenthalt der Cimbern am Rhein eine Periode des Schreckens datiert, und es sei dies ein ähnlicher Vorgang, wie das Bauernvolk in der Neuzeit alte Wallwerke als „Schwedenschanzen“ konfundiert hat.

Immerhin bezeichneten diese Bauten am Rhein die Stimme des Volkes Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. als aus der Zeit der Cimbern-

---

[1]) Vgl. Bonner Jahrbücher Heft 74 Anmerk. 1; über Mercurius Cimbrius und Mercurius Cimbrianus vgl. K. Christ Bonner Jahrbücher Heft 74 bes. S. 80.

und Teutonenzüge herrührend. Das wird zuzugeben sein.

Man mag ausserdem Bedenken tragen, sie faktisch diesem Volke zuzuschreiben, allein es sind der bestimmten Anhaltspunkte aus der Geschichte, aus Cäsar, Tacitus und Plutarch verglichen mit denen aus der Archäologie von der Lippe und der Nahe, dem Taunus und der Hart, zu viele und in ihrer Totalität so konvergierend, dass wir nicht umhin können, dem Gedanken des Zweifels, dass sie faktisch aus dieser Epoche herrührten, hier wenig Raum zu geben.

Der Verfasser dieses Aufsatzes kam ausserdem in seiner Untersuchung der Dürkheimer Ringmauer (Studien II, S. 29) zu einem ähnlichen dilemmatischen Resultate und zwar abgesehen von der in diesem Aufsatze niedergelegten Ideenverbindung, und er muss gestehen, dass diese Erklärung für einen Teil der Ringwälle am Rhein nach Anlage, Konstruktion, Funden und Umgebung einen befriedigenden Mittelpunkt für die Erklärung der bei der Sachlage der Ringmauerfrage[1]) auftauchenden Gesichtspunkte zu geben im Stande erscheint.

---

[1]) Vergl. des V.'s Aufsätze: „Ausland“ 1876 Nr 10, Nr. 25; Beilage z. „Augsb. Allg. Ztg.“, 1876, Nr. 67.

V.

Ringmaueranlagen am Hartgebirge und der Kemmersberg bei Wachenheim in der Pfalz.

Der Hang des Hartgebirges von Grünstadt bis Landau gehört zu den fruchtbarsten Geländen im Rheinlande. Weinberg an Weinberg erstreckt sich daselbst, und Fruchtbaum an Fruchtbaum erhebt sich hier. Zu gleicher Zeit bedingte die Ergiebigkeit des Bodens seit ältester Zeit eine besonders starke Ansiedelung. Zeugen dieser Kolonisation sind die vielen geschliffenen Steinwerkzeuge am Rande des Hartgebirges, welche die Museen zu Dürkheim und Speyer bergen. Ja ganze Friedhöfe aus der neolithischen Zeit hat man hier angetroffen, so den von Monsheim, welchen Altmeister Lindenschmit, und den von Kirchheim a. d. Eck, welchen der Verfasser dieser Zeilen untersucht hat.[1])

Es kann demnach keinem Zweifel unterliegen, dass die in grauester Vorzeit hier eingewanderte Bevölkerung nicht von den feuchten und sumpfigen Niederungen längs des Rheinufers, sondern von den sonnigen Vorhöhen und den ihnen sich anschliessenden Plateaus, welche die Diluvialzeit gebildet hat, Besitz ergriffen hat. Ohne Zweifel gehörten ferner diese ersten Kolonisatoren, welche in den Friedhöfen zu Monsheim und Kirchheim als friedliche Ackerbauer

---

[1]) Vgl. „Archiv für Anthropologie", 3. Bd., S. 101—126, „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande", 5. und 7. Abt., S. 35—42.

begraben liegen, dem grossen Volke der Indogermanen an, welche im 2. Jahrtausend v. Chr. ihre Vortruppen bereits bis zum Rheinthale vorgeschoben hatten. Dies beweist die Identität der rheinischen Steingeräthe mit denen der Pfahlbauten längs der Alpen, die gleiche, mit weissen Pasten ausgelegte Ornamentation der Gefässe, ferner das Vorkommen der Kupferbeile, wie sie von Trojas Höhen bis nach dem fernen Iberien vorkommen etc.[1]) Auch hatten diese ersten Siedler sich nicht mehr in einzelnen Familien ständig hier niedergelassen, sondern, wie Monsheim und Kirchheim beweisen, bereits in organisierten Gemeinden, in Dorfschaften.

Bezeichnend für den Kulturgrad dieser ersten Einwanderer in das Rheinland ist die Fürsorge für die Sicherheit. Wie ihre Brüder in den Alpen, welchen die abgeschlossenen Flächen der Seen zur Verfügung standen, dort ihre Zufluchtsorte mit grosser Geschicklichkeit errichteten, so fanden diese Berganwohner zu gleichem Zwecke die Vorhöhen des Gebirges heraus. Sie wählten hier in der Pfalz die im Walde versteckten und doch eine weite Umschau bietenden Höhen des Hartgebirges, welche sich direkt über ihren Hütten erhoben, und umzogen dieselben ringsum mit den Steinblöcken, welche das Gebirge bot. Ob diese ersten Indogermanen dabei bereits so kunstreich zu Werke gingen, wie die Gallier zu Caesar's Zeiten[2]), indem sie Balken zwischen die einzelnen Lagen der Steine der Länge und Breite nach einzogen, muss bezweifelt werden Dieser Fortschritt gehört wohl einer späteren, der Hallstätter und der la-Tène-Zeit an. Es genügte für die Urzeit, einen rohen Wall aus Steinblöcken zu thürmen und auf diesem Pallisaden zu errichten. Vor dem Walle ergab sich ein Graben von

[1]) Vergl. die gehaltreiche Schrift von Dr. M. Much: „Die Kupferzeit in Europa", 1886, besonders S. 152 bis 172.

[2]) Vergl. Caesar: „de bello gallico" VII, 23.

selbst; das dort ausgehobene Material diente zur Verstärkung des Walles und bot den Pallisaden festen Halt. Selbstverständlich machte man die Aussenseite des Walles so steil als möglich. (Vergl. Fig. 4 und 5.)

Solche Wälle oder, von ihrer Gestalt genannt, solche Ringmauern finden sich nun am Rande des Hartgebirges und der Vogesen in grosser Anzahl. Fast über jedem Städtchen erhebt sich ein solches mit Wall und Graben umzogenes kleines oder grösseres Refugium. Hier seien angeführt[1]): 1) der Wall auf dem Donnersberge, 2) die „Heidenmauer“ bei Dürkheim, 3) Wallreste auf der Limburg, 4) Wall auf dem kleinen Ebersberge, 5) „Heidenlöcher“ bei Deidesheim, 6) Königsberg bei Neustadt, 7) Orensberg bei Landau, 8) „Walstedter Schlösschen“ bei Klingenmünster, 9) „Heidenschuh“ am Treitelsberge. Selbstverständlich wurden, wie oben angedeutet, solche Volksburgen auch in späteren Zeiten, so besonders in der la-Tène-Zeit, ferner in der unruhigen Periode der Völkerwanderung, erbaut. Die „Heidenmauer“ bei Dürkheim z. B. wurde ohne Zweifel umgebaut und verstärkt in der la-Tène-Zeit, während ihre Gründung in die neolithische Periode fällt. Der „Heidenschuh“ am Treitelsberge, ein Absatzwall, der nur eine Seite gegen den Berg zu hat, wurde nach seiner Quadermauer, welche römische Technik verrät, erst in der Zeit des 4. bis 5. Jahrhunderts erbaut, ebenso die vom Verfasser entdeckte Heidelsburg hinter Waldfischbach im Westriche und der kleine Burgwall am Fusse des Glaskopfes oberhalb Kirn a. d. Nahe. In Zeiten der Noth wurden alte Anlagen wieder aufgesucht und neu befestigt; waren solche nicht vorhanden, konstruierte man tumultuarisch auf der nächstgelegenen Bergkuppe neue Refugien.

[1]) Vergl. des Verfassers „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande“, 8. Abth., archäologische Karte der Pfalz und der Nachbargebiete.

Aber jede Zeit muss innerhalb des Walles ihre Spuren hinterlassen haben. Die neolithische Periode hinterliess geschliffene Steinwerkzeuge und Topfreste roher Art, die Hallstätter Eisen- und Bronzeartefacte von besonderer Art, die la-Tène-Zeit ihre gewundenen Fibeln. Die römische Periode liess uns Denkmäler mit Inschriften zurück, wie in den mittelrheinischen Refugien von der Mosel und in der Pfalz, zu Neumagen, auf der Heidelsburg[1]), auf der Heidenburg bei Oberstaufenbach[2]), ferner glänzendes samisches Geschirr, Münzen, Waffen etc. Aus der Völkerwanderungsperiode blieben uns nur schlechte blass-rothe Töpferwaaren, Münzchen von Konstantin und den Arkadiern, endlich aus der Zeit der Hunnen-Einfälle und Normanenzüge bergen diese Wälle derbe gebranntes, mit Riefen versehenes Geschirr und rohe Eisengeräte. So bietet jede Zeit ihre charakteristischen Funde! Schwierig wird nur die Unterscheidung, wenn die Objekte mehrerer Zeiten sich im Sande gemengt und gemischt haben, wie z. B. auf der „Heidenmauer“ bei Dürkheim[3]).

Ein zehntes Refugium derart am Ostrande des Hartgebirges hat der Verfasser dieser Zeilen erst vor Kurzem untersucht. Möge ihm der geneigte Leser also dorthin folgen, wo auf sonnigen Hängen die feinsten Trauben der Pfalz reifen, wo Limburg und Wachenburg mit ihren gebrochenen, aber noch stolzen Türmen herniederschauen auf das edle Rebengefilde von Dürkheim und Wachenheim, wo die Hart mit ihren waldigen Kuppen und Rücken eng grenzt an die zum Rhein hinabführenden, fruchtbaren Terrassen. Von

---

[1]) Vergl. „Bonner Jahrbücher“, Heft 77, S. 61 bis 87.

[2]) „Ausgrabungen des historischen Vereins der Pfalz“, 1886, S. 28 bis 46.

[3]) Vergl. des Verfassers „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande“, 2. Abt.

Dürkheim aus bemerkt man gegen Süden dicht neben dem Bergfried der Wachenburg einen breiten, nach W. und O. ziemlich steil abfallenden Bergrücken (vgl. Fig. 6.) Im Westen trennt ihn eine starke Rippe des hier weissgrauen Buntsandsteines von niederen Kuppen, welche nach SW. zum Popperthale sich senken; im Osten stürzt der Berg — Kemmersberg genannt — gleichfalls von Natur ziemlich steil ab. Nach Süden zu geht es im jähen Hange zum Popperthale hinab; nur nach Norden führt eine flachere Böschung zu einem Thälchen, welches zwischen Kemmersberg und dem Flaggenthurmberg gen Friedelsheim nach Osten hin abwässert. Auf dem Rücken zwischen den genannten zwei Höhen liegt im NW. des Kemmersberges der früher zum Kloster Seebach gehörige Mundhardterhof. Im Winkel zwischen diesem Einzelhofe und dem Kemmersberge findet sich ein wohlgemauerter Brunnen, welcher das ganze Jahr hindurch wohlschmeckendes Wasser liefert. Am Südostfusse des Kammersberges führt ein steiler Pfad hinab zwischen Weinbergen zum Popperthale und zum alten kurpfälzischen Städtchen Wachenheim, das jetzt noch zum Teil im Schmucke der Mauern prangt, welche Merians Hand im Bilde vollständig uns hinterlassen hat. Die Wachenheimer unterscheiden einen vorderen und einen hinteren Kemmersberg; der vordere liegt nach O. zu und ist im W. durch die von N. nach S. ziehende Sandsteinrippe abgeschlossen, der hintere erstreckt sich nach W. in zwei Terrassen. Alte Leute in Wachenheim nennen den Kemmersberg auch Königsberg: die östlichen Weinberge heissen „Königswingert“. Die Felsrippe, welche eine Meereshöhe von 248 m hat, wird nach den vielen Raben (pfälzisch: Krappen), die sich dort Abends sammeln, Krappenkopf genannt.

Das ganze Terrain, welches der Kemmersberg mit seinen Weinbergen einnimmt, war nun zu einem Rückzugsplatze

in alter Zeit wie geschaffen. Von den zwei Siedelungsplätzen, Wachenheim und dem Mundhardterhofe, ist es dort nur durch ein tiefes Thal, das Popperthal, hier nur durch eine Mulde getrennt. Der vordere Kemmersberg ist durch die Natur nach fast allen Seiten befestigt. Sein oberstes Plateau a-b-c-d, welches eine Länge von 120 m und eine Breite von 80 m hat, umziehen jetzt auf allen Seiten hohe, teilweise senkrecht angelegte, teilweise abgeböschte Mauern aus gestossenen Steinen und aus Blöcken und Geröll bestehend. Nach W. zu bildet der Krappenkopf einen natürlichen Wall, dessen höchste Spitze mindestens 6 m hoch über das nach W. stark abfallende Terrain emporragt. Nach N. zu sind die Spuren einer alten Befestigungs-Anlage noch deutlich sichtbar, während nach S. neuere Weinbergsmauern ältere Anlagen zuzudecken scheinen. Nach O. zu dürfte eine gerade durchgehende Abteilungslinie eines Rebfeldes den alten Abschluss des Refugiums verdecken.

Als Verfasser dieser Zeilen nun, zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, das von Natur und Menschenhand angelegte Oblongum durchschritt, fand er — bei i — mitten im Weinbergssande liegend, das Fragment eines prächtigen Steinhammers. Erhalten ist der Teil, welcher die 3,8 breite Schneide, sowie das kunstvoll hergestellte Bohrloch enthält. Das Fragment ist noch 6 cm lang, ebenso dick und 4 cm breit. Das Gestein besteht aus grünlichem Diorit, welcher in der Gegend nicht vorkommt. Setzen wir hier dazu, dass die Sammlung des Dürkheimer Altertumsvereins mehrere hier und in der Nähe gefundene, geschliffene Steinwerkzeuge birgt. Den Südrand des nach W. abgedachten Plateaus des hinteren Kemmersberges umschliesst eine in Zwischenräumen noch gut erhaltene Wallmauer. Nach einem bei e eintretenden Wege kommt ein ca. 50 m langes Stück, dann nach einem Intervall ein

30 m langes Fragment, welchem nach abermaliger Unterbrechung ein 60 m langer, 2 bis 4 m hoher und entsprechend breiter Wall folgt. Auf 40 m Länge besteht derselbe durchweg aus ansehnlichen Steinblöcken, welche in den unteren Lagen deutlich geschichtet sind. Der ganze Kemmersberg war nun früher Eigentum der Wachenheimer Gemeinde, welche vor einem Menschenalter den vorderen Teil versteigern und parzellieren, im Jahre 1864 dasselbe mit dem hinteren Teile thun liess. Bei den damaligen Rodungen müssen wohl einzelne Schutthaufen, besonders die kleineren, hier an den Rand des Walles geschafft worden sein, allein die ganze Anlage des Walles zwischen e und f rührt unmöglich von diesen landwirtschaftlichen Arbeiten her. Die Grundlage desselben, besonders das letzte Stück mit den gewaltigen Blöcken, sowie die ganze Ecke bei f wurde nach unserer Prüfung in grauer Vorzeit als Teil einer Befestigungsarbeit geschaffen, welche, nach den Spuren in den Linien a bis b und e bis f zu schliessen, einstmals das ganze Plateau des vorderen und hinteren Kemmersberges oder Königsberges umschlossen hat.[1]) An der Quelle am Fusse des Ebersberges holten die Flüchtlinge von Alt-Wachenheim unter dem Schutze des Walles auf dem hinteren Kemmersberge ihr Trinkwasser. Vom Thale herauf führte nur ein Zugang, den gerade beim letzten Abschnitte des Aufstieges (a) ein Vorsprung der alten Befestigungs-Anlage in besonderen Schutz nahm. Das Kernwerk der ganzen Anlage bildete der steilere vordere Kemmersberg. Nach der Form dieses Forts, welches 120:80 = 3:2 im Oblongum angelegt und mit der Schmalseit dem Feinde zu sich kehrend, den Grundsätzen römischer Fortifikation entspricht, ist es nicht unmöglich, dass dieser Platz auch

[1]) Für eine prähistorische Anlage spricht auch das dichte, feine Moos, welches bei f in den unteren Lagen des Walles wie bei der Dürkheimer „Heidenmauer“ sich vorfindet.

zur Römerzeit als specula = Warte und refugium = Schutzplatz benutzt wurde.

Nach den Terrain-Verhältnissen im ganzen und den Resten der Befestigung im einzelnen, im Bunde mit dem Steinhammer und den übrigen neolithischen Fundobjekten von dieser Stelle müssen wir als Schlussresultat aussprechen, dass hier auf dem Kemmersberge seit der neolithischen Zeit ein Refugium bestand, in welchem die Bevölkerung der Umgegend beim Nahen von Feinden ihre Zuflucht nahm[1]). Zur Römerzeit mag man den vorderen Kemmersberg noch besonders stark befestigt haben. Die-Alt-Wachenheimer hatten einen solchen Rückzugsplatz um so notwendiger, als ihre Stadt ursprünglich auf freiem Felde ohne Mauern im Frühmittelalter jedem Angriffe beutegieriger Horden offen lag. Wachenheim oder Uachenheim erscheint nun als „Villa“ schon in Urkunden des Jahres 766 und 868[2]). Da nun die noch in Trümmern bestehende Wachenburg aus historischen und archäologischen Gründen höchstens erst im 11. Jahrhundert erbaut worden sein kann, so war mit Sicherheit von der fränkischen Zeit bis zum 11. Jahrhundert herein die Bewohnerschaft von Wachenheim auf den Schutz des Kemmersberges angewiesen. So lange wirken die Anregungen und Anlagen der Vorzeit und Urzeit nach! Erst anno 1341 ward Wachenheim mit Graben und Mauern umgeben[3]). Bis in die Neuzeit erhielt sich

[1]) In der pfälzischen Litteratur kennt nur A. Becker diese Anlage; er bezeichnet sie als Ringmauer „in nächster Nähe gegen Süden bei Wachenheim“; vergl. „die Pfalz und die Pfälzer“, 1858, S. 224.

[2]) Vergl. Codex Laureshamensis, Tom. II, N. 2171 und Acta academiae Theodoro-Palatinae, Tom. III, p. 264.

[3]) Vergl. Widder: „Beschreibung der kurfürstlichen Pfalz am Rheine“, 1786, 2. Th., S. 328. „daz er un sin (des Pfalzgrafen Rudolf) Erben Wachenheim vesten und buwen sullnt, mit Graben und mit Muren umgebe“ etc. Die Urkunde liegt auf dem Bürgermeisteramte zu Wachenheim mitsammt dem interessanten Insiegel.

jedoch rechtlich die Bedeutung des alten, allen gemeinsamen Verteidigungsplatzes. Der Kemmersberg blieb bis Mitte dieses Jahrhunderts Eigentum der Gemeinde Wachenheim und so jedem Bürger zugänglich. Während der Kemmersberg aber früher der ganzen Gemeinde zum Schirm gedient hat, diente er ihr zuletzt nur noch zu Nutz, und jetzt ist auch dies dahin — nur die disjecta membra zeugen noch vom alten Refugium!

VI.

Die Houbirg.

Eine keramische Studie.[1])

Bei Nürnberg, eine Stunde östlich vom reizenden Gebirgsstädtchen Hersbruck entfernt, erhebt sich das über 600 m hohe Plateau der Houbirg oder in hochdeutschem Sinne des Hohberges (vgl. Fig. 7). Sein Plateau, welches vom Happurger Bache und dem zur Pegnitz mündenden Kieselbache in tiefgeschnittenen Thalungen umzogen wird, umgiebt eine der grossartigsten Wallungen der Vorzeit. Dieselbe umzieht einen Flächenraum von ca. 90,000 qm und erhebt sich, aus Kalksteinen und Erde getürmt, an den höchsten Stellen fast 14 m hoch über den die Befestigung umschliessenden Wallgraben. Rätselhaft ist nicht der Zweck der weitgedehnten Bauernburg der Vorzeit, wohl aber die Zeit, in welcher diese von Menschenhänden gebaut ward. Die Ausgrabungen, welche ich selbst vor mehreren Jahren ausführte, lieferten kein entscheidendes Resultat.[2]) Wohl fanden sich Scherben verschiedener Art, sonst die Leitmuscheln der Archäologie, wohl ein Bronzering und ein Eisenbeil, wohl Eberzähne und Rehknochen. Aber von wem rühren diese Altsachen her? So musste der Epigone, der auf dem Werke des Vorzeit sinnend stand, ohne Antwort fragen.

[1]) Vortrag, gehalten am 30. Dezember 1885 in der naturhistorischen Gesellschaft zu Nürnberg von deren korrespondierenden Mitgliede, dem Verfasser.

[2]) Vergl. „Archiv für Anthropologie", VI. Band, 1879, „die Houbirg im Pegnitzthale" von Dr. C. Mehlis mit Plan, Seite 189 bis 213.

Vor wenigen Stunden zeigte mir nun Herr Zippelius Gefässreste verschiedener Art, die an der Westseite des Walles, am sogenannten Karwinkel (= Spitzwinkel, ein Name, welcher die Oertlichkeit genau schildert), von Steinhauern aufgelesen wurden. Man kann zweierlei Art unter ihnen scheiden. Die einen bestehen aus fein geschlämmter Erde, zeigen inwendig rote Farbe, aussen Graphitschwärzung, sowie regelmässige Bildung des Randwulstes. Abgewaschen von dem Niederschlage der Jahrhunderte ähneln sie rohen Stücken der römischen terra sigillata, der römischen Porzellanwaare. Die Technik hat bei ihrer Herstellung eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. Die zweite Art zeigt dickes grobes Material, welches mit zahlreichen Glimmerplättchen versetzt ist. Der Rand zeigt unförmliche Figuren, der Hals ist von grosser Plumpheit. Ihr Töpfer hat die Drehscheibe nur ungeschickt gehandhabt. Den Gefässbauch umzieht eine primitiv hergestellte Leiste mit Nägeleindrücken als Ornament. Andere Stücke zeigen in Reihen um den Gefässbauch geordnete Kerben als Verzierung auf.

Wo nun der Wall in der Richtung nach Osten, auf Reckenburg zu, einen alten Durchbruch besitzt (vergl. Fig. 7,) fanden sich im Walle selbst bei meinen Ausgrabungen neben Kohlen und Knochen Gefässreste, welche im Materiale, der roten Farbe innen und aussen, sowie dem Gebrauche des Färbemittels, des Graphits, genau der besseren und älteren Sorte von Karwinkel, der Westseite der Houbirg, entsprechen. Kein Zweifel, diese Scherben von der Nähe des Hochfels am Reckenberger Wege und die rotschwarze Sorte von Karwinkel gehören derselben Zeit und denselben Fabrikanten an; sie zeigen in Form und Technik denselben Stempel ihres archäologischen Charakters auf. In der Tiefe des „Hohlen Fels" (vergl. Plan) am Südteile der Houbirg haben nun vor zwei Jahren die Gymnasiasten Krell und

Genossen neben Knochen von Höhlenbären und geschlagenen Flintsteinmessern, neben Resten vom Riesenhirsche und Feuersteinknollen an einer seitlichen Stelle rote, festgebrannte Gefässreste aufgegraben, welche neben der roten Farbe als Schmuck in den Thon eingegrabene Kreise und Parallellinien aufweisen. Auch sie ähneln den älteren keramischen Altsachen von Karwinkel und Hochfels, nur deutet ihr Ornament auf eine archäologisch noch weiter zurückliegende Periode hin. Mit den Flintmessern und den Bärenzähnen jedoch haben sie nichts mehr zu thun. Gleichzeitig sind alle drei Gefässarten, die von Karwinkel, vom Hochfels, vom „Hohlen Fels“ einer vierten Art gleich, welche der Eifer der Nürnberger anthropologischen Sektion erst jüngst aus dem zähen Sandboden der Nürnberger Keuperebene gewonnen hat.

Grabhügel bei Altdorf südwestlich der Houbirg und bei Alfalter nördlich der Houbirg lieferten neben einfachen Bronzeringen und Zängchen, eisernem Pferdegeschirr und einer Bernsteinperle eine Reihe von Schalen, Bechern, Urnen. Dieselben zeigen zum Teil denselben roten äusseren und inneren Anstrich, wie die Houbirger Gefässe, und daneben eine geometrische Ornamentik, welche aus eingedrückten Kreisen, ausgefüllten Dreiecken, verzierten Leisten, zu Figuren verbundenen Strichen besteht. Eine Schale von Alfalter, die mit Graphit geschwärzt ist, weist um den Gefässbauch eine aus Dreiecken und Quadraten hergestellte künstliche Gurlande auf. Bei einer anderen roten Schale von Altdorf besteht die herumlaufende Verzierung aus mit Strichen ausgefüllten Dreiecken, welche längs den beiden Katheten eingedrückte Kreise begleiten. Das Grabfeld von Ernhüll nordöstlich der Houbirg lieferte einen geknöpften Bronzearmreif, eine Kahnfibel, sowie rote und schwarze Gefässe mit Linienornamenten. In Speikern westlich der Houbirg fand sich

in einem Tumulus ein Hallstatt-Hiebmesser und Gefässe verziert mit Guirlanden[1]). Die nämlichen Gefässe mit ganz denselben Elementen der Ornamentik hat man nun vor ca. 20 Jahren an einem fernen Alpensee, hoch oben auf einem Friedhofe aus grauer Vorzeit aufgedeckt. Dem firnbedeckten Dachsteine zu Füssen liegt oberhalb des Hallstatter Sees am Osthange des Siegkogels ein Hochthal. In der Nähe der dortigen Saline legte man zwischen 1847 und 1864 die Reste eines merkwürdigen Grabfeldes frei, dessen Tote teilweise verbrannt, teilweise bestattet waren. Umgeben war Asche und Gebeine vom Schmucke der Bronzegehänge, der schneidigen Schwerter und Dolche, und daneben lagen ganze Tafelservice von Gefässen aller Art. Die Schalen von Hallstatt nun[2]) besitzen z. B. eine Ornamentik, bestehend in Punkten, Strichen, Kreisen, Dreiecken, welche, zu förmlichen Festons geordnet, den Gefässbauch umziehen, sowie die Auszeichnung der roten Farbe, welche sie der Keramik von Alfalter und Altdorf zum Verwechseln ähnlich macht. Einzelne ornamentierte Schalenstücke kann man ebenso gut nach Hallstatt wie nach Alfalter oder nach Altdorf versetzen. Gefässe ähnlicher Art hat Dr. Eidam in der Umgegend von Gunzenhausen in Mittelfranken in Grabhügeln massenhaft vorgefunden; östlich davon kommen solche in Tumulis bei Lay in der Nähe von Thalmässing vor[3]). Im südlichen Oberbayern hat Maler Naue bei Pullach und Pähl zahlreiche Grabhügel aufgedeckt, welche dasselbe rotschwarze Farbenspiel und die gleichen Ornamente wie jene schmücken.

---

[1]) Vergl. Dr. Sigm. von Forster über Hügelgräberfunde bei Nürnberg, Festschrift zum 18. Anthropologenkongress, Nürnberg, 1887, S. 57—74.

[2]) Vergl. von Sacken: „Das Grabfeld von Hallstatt", Tafel 26 und S. 106 bis 109.

[3]) Vergl. des Verfassers Aufsatz im XV. Bande des Archivs für Anthropologie 1884, „Grabhügel und Verschanzungen bei Thalmässing".

Kein Zweifel, in der Periode der Urzeit, welche die modernen Archäologen mit dem Namen der Hallstatter Periode bezeichnen, haben die Urbewohner der nordalpinen Region, welche sich vom Kamme der Centralkette nördlich bis zum Südhange des hercynischen Waldsystemes erstreckt und im Westen über Württemberg und Baden bis zur Rheingrenze, im Osten über Böhmen und Posen bis in die Sarmatische Ebene hinein reicht, ihre Gefässe nach derselben Methode rot und schwarz bemalt und sie mit Ornamenten geschmückt, welche auf denselben Anschauungskreis zurückgehen[1]). Das Centrum dieser Bevölkerung aber lag aller Wahrscheinlichkeit nach am Nordrande der Alpen oder in den Nordalpen.

Welcher Schluss aber ergiebt sich hieraus für unsere Houbirg? Auch hier finden sich im „Hohlen Fels", am Hochfels und am Karwinkel die bezeichnenden rot und linear ornamentierten Hallstadter Scherben. Aus vorstehenden Thatsachen ist zu schliessen, dass die Houbirg nicht älter ist als die Scherben, welche sich im Walle selbst vorfanden. Diese Gefässe aber gehören der Hallstatter Periode an (manche davon, vergl. Archiv für Anthropologie", XI. Band, S. 196, mögen allerdings der älteren la-Tène-Zeit angehören), folglich muss der Wall zur selben Zeit, in der Hallstatter Periode getürmt worden sein. Die ersten arischen Stämme, waren es nun Rhätier oder Gallier (dem Verfasser ist das erstere wahrscheinlich!), welche aus dem Osten nach Mitteleuropa kamen, bauten im ersten Jahrtausende v. Chr., erste Hälfte, sich, ihren Familien, ihren Heerden zum Schutze, solche riesige Bauernburgen, wie sie längs der Donau und des Rheines sich vorfinden. Schon Tacitus kennt diese Lagerräume in seiner „Germania" cap. 37,

[1]) von Tröltsch: „Fundstatistik der vorrömischen Metallzeit in den Rheinlanden", S. 94 bis 95.

castra ac spatia. Er schreibt sie den gewaltigen Recken zu, welche sieben Römerheere vernichteten — den Cimbern und Teutonen.

Aber die Scherben der zweiten rohen Art mit den primitiven Wulsten, den Glimmerplättchen und der reducierten Ornamentik! Welcher Periode gehören sie an? — Lange, ich muss es gestehen, war der Forscher bei ihrem Anblicke unentschlossen. Endlich liess ihm die vergleichende Ornamentik ein Licht aufgehen. Es war vor mehr als einem Decennium, als Direktor Hammer zu Nürnberg mit den Archäologen Lisch und Worsaae auf dem Slavenlande der Insel Rügen[1]) nach Schätzen der Vorzeit eine Entdeckungsreise gemacht hat. Er hat es uns soeben mitgeteilt, dass sie damals im Lande der Ranen, auf der Insel Rana, wie Rügen slavisch heisst[2]), dem Hauptsitze der Nordslaven bis ins 11. Jahrhundert, Gefässe desselben Aussehens mit Glimmerplättchen und mit den nämlichen Formen und Verzierungen angetroffen haben. Zu Schweigen, einem Oertchen am linken Pegnitzstrande, zwischen Lauf und Nürnberg, hat 1884 die anthropologische Sektion einen Hügel aufgedeckt. War es nun ein Grabhügel oder der Rest einer Pechsiederei, in ihm traf man dickwandige, mit rohen Wellenlinien verzierte Scherben an, deren Form und Material abermals genau mit der zweiten Art vom Karwinkel übereinstimmt. Aus der Vergleichung der Scherben von Rügen und Schweigen mit denen der zweiten jüngeren Art vom Karwinkel ist der archäologische Schluss zu ziehen, dass alle drei Produkte zurückgehen auf den letzten von Osten einrückenden Zweig der Arier, das Volk der Slaven. Pegnitz und Rednitz selbst

---

[1]) Vergl. „Baltische Studien", 24. Jahrg", 1872, S. 234 bis 290, mit Tafeln.

[2]) Vergl. Schafarik: „Slavische Alterthümer", II. Band, S. 573 bis 576.

sind slavisierte Flussnamen; von den Ratanzwinidi hat der ganze Gau den Namen Ratanzgau erhalten. Siglitzhof bei Erlangen giebt ihren westlichsten Vorposten am Regnitzufer an.[1] — Im fünften bis siebenten Jahrhunderte n. Chr. nach und in den Stürmen der Völkerwanderung, drangen diese Wenden von Nordosten her in den Nordgau ein. Die alte Volksburg, welche vor ihnen Rhätier, Gallier oder Germanen besetzt hatten, die Houbirg, bot ihren Schaaren in Zeiten der Kriegsgefahr, wenn deutsche Kriegsvölker vom Westen herzogen, gleichfalls Schutz und Sicherheit, und so ward zum zweiten Male die Bauernburg auf der Houbirg als Refugium benutzt und zwar von den Rednitzwenden. Das verkünden uns diese Scherben mit klarer Stimme.

Virchow und Voss haben bekanntlich für die meisten Ringwälle der oberen Lausitz, für die an der Schwarzen Elster gelegenen und für manche andere in den Landen östlich der Elbe bis zur Weichsel aus den gefundenen Scherben den Beweis geführt, dass diese Wälle zweimal bewohnt waren, zur germanischen oder gallischen Zeit in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends v. Chr. und in der slavischen Periode ein Jahrtausend später. Die Funde auf der Houbirg beweisen, dass diese These auch für unseren, südlich des hercynischen Waldgebirges gelegenen Ringwall Geltung hat. Auch er ward mit Sicherheit zweimal von Völkern arischer Abkunft bezogen und verteidigt in zwei Perioden, die circa ein Jahrtausend von einander getrennt liegen. Auf älterer Grundlage ruht auch dieser Riesenwall, und Slaven benutzten nach dem Abzuge der Bojer und Narisker die verlassene Schutzstelle zum zweiten Male.

So beweist sich die verachtete, aber dauerhafte Scherbe nicht nur als Leitmuschel der Archäologie, sondern bei vergleichender Behandlung der keramischen Produkte erhebt

---

[1]) Vergl. „Archiv für Anthropologie“, XI. Band, S. 205.

sich die *Scherbe* zum *Chronometer* für der *Vorzeit dunkle Perioden*. Sie wird zum sicheren Prüfsteine für die Vergleichung der verschiedenen Kulturperioden und deren Höhegrad, und aus der Identität der Gefässe an verschiedenen Stellen, wie z. B. Altdorf, Houbirg, Pullach, Hallstatt und andererseits Rügen, Houbirg, Schweigen folgt der Schluss auf Identität von Volk, Kultur, ja Periode und Zeit. In meo signo vinces! — so ruft die Scherbe dem Forscher der Urzeit zu

---

VII.

An der Eisenstrasse und auf dem alten Rothenberge.*)

Es war am letzten Charsamstag, als sich im Nebel eines Frühmorgens eine prähistorische Expedition von Lauf bei Nürnberg aus nach dem Norden bewegte. An Heuchling, diesem Orte mit bajuvarischem Namen, vorüber führte der Weg über Berg und Thal nach dem am Hochrande der Keuperebene gelegenen Oertchen Höfles. Bald wurde der sumpfige Schwarzenbach überschritten und ein schattiger Kiefernwald nahm am Eichelberg die Wanderer auf. Von Nordosten her schneidet den Wald eine alte Strasse, die Eisenstrasse genannt. Sie führt als sandiger Fuhrweg mitten durch eine Grabhügelgruppe, welche wir jetzt nahe einer sumpfigen Lichtung erreichen. Südlich der alten Eisenstrasse konstatieren wir in Kürze fünf Tumuli, von welchen einer umgegraben sich zeigt, ein anderer die stattliche Höhe von 3 m aufweist. Rechts der Strasse liegen hier zwei Grabhügel. Die Gruppe wird bereits im 7. Jahresberichte des historischen Vereins für Mittelfranken erwähnt, doch ist über ihre Ausgrabung nichts bekannt. Hier bietet sich der prähistorischen Forschung ohne Zweifel ein fruchtbares

[1]) Nach einem in der Naturhistorischen Gesellschaft zu Nürnberg, Ostern 1886, gehaltenen Vortrage.

Operationsfeld und zwar um so mehr, da diese Hügel an der uralten Verkehrsstrasse liegen, welche die Donau bei Wien über Regensburg und Forchheim mit dem Norden Deutschlands verband. In einem Kapitular Karl's des Grossen nämlich vom Jahre 805 (vergl. Monumenta Germaniae historica III. Tom. p. 133) wird eine alte Verkehrsgrenze oder Grenzstrasse zwischen Frankenland und dem Gebiete der Slaven und Avaren mit folgenden Worten erwähnt: de negotiatoribus, qui partibus Slavorum et Avarorum pergunt quousque procedere cum suis debeant id est partibus Saxoniae usque ad Bardaenowic et ad Schezla et ad Magadoburg et ad Erpesfurt, et ad Halazstat et ad Foracheim et ad Breemberga et ad Ragenisburg et ad Lauriacum. Et ut arma et brunias non ducant ad venumdandum —

Hier werden also folgende Städte als Endpunkte des erlaubten Handelsverkehres bezeichnet: Bardaenowic = Bardewick, Schezla, Magadoburg = Magdeburg, Erpesfurt = Erfurt, Halazstat = Hallstatt bei Bamberg, Foracheim = Forchheim, Breemberga, Ragenisburg = Regensburg, Lauriacum = Lorch a. d Donau. Für unsere Gegend erscheint von besonderer Wichtigkeit Breemberga, das zwischen Regensburg und Forchheim fallen muss, also wahrscheinlich in das Defiléegebiet der Pegnitz, wo die Strassen von der Oberpfalz und von Oberfranken zusammenliefen, zu setzen sein wird. Die Eisenstrasse selbst zieht von Forchheim über das Hochplateau südlich von Gräfenberg und der prähistorischen Befestigung auf der „Katz“ vorüber, geht weiter nach SO über Bullach, Simonshofen, Schnaittach und wird sich über Kersbach nach Hersbruck gezogen haben. Hier bei Haderichsbrucca befand sich ein uralter Flussübergang an einer Pegnitzfuhrt. Die Eisenstrasse nahm nun ihre Richtung an der Houbirg und der Havechesburg vorüber (vergl. vorigen Aufsatz) nach SO über die Karolingischen Orte

Lauterhofen, Kastel, Hohenburg, Kalmünz nach Stadt am Hof. Das rätselhafte Breemberg, dessen Schreibung in den Handschriften noch dazu unsicher ist und als Brebemberg, Bremberg etc. erscheint, muss entweder bei Schnaittach oder bei Hersbruck gelegen haben. Ob es mit Noremberg = Nürnberg zu identificieren sei, muss dahingestellt bleiben Jedenfalls bildete der Ort einen natürlichen Haltepunkt und Verkehrsplatz zwischen Forchheim und Regensburg. Aber wo? Das wissen bis jetzt nur die Götter! Längs der Strasse wurden besonders Eisengegenstände, dann Stoffe, Schmuck u. s. w. gegen den Honig, das Pech, das Vieh, die Sklaven der Wenden und Avaren umgetauscht. Man kann die Bedeutung dieser Handels- nnd Zollstrasse dem des rheinischen Limes gleichsetzen, der ja nach Cohausen's Forschungen nichts Anderes als eine Zollschranke vorstellte.

Von der Eisenstrasse aus wandern wir durch sumpfiges Terrain nach Norden, durchziehen junge Kiefernwaldungen und sehen auf einer Blösse Kleinbellhofen vor uns liegen. Hinter diesem Oertchen erhebt sich zwischen den Ufern des Rottenbaches und des Schnaittachbaches ein zum Teil bewaldeter Doppelkegel, das ist der alte Rothenberg, von dem zuerst Forstmeister Pöhlmann berichtet hat. Zur Linken dehnt sich ein wallartiger Höhenzug, von dessen Kamme die Häusser des Lillinghofes herniederglänzen. Am Ende dieser Kette sehen wir oberhalb Unterrüsselbach deutlich die steile Höhe liegen, auf welcher der Ringwall der „Katz“ sich erhebt. Vor uns zur Linken und Rechten breitet sich eine wohl angebaute Ebene fruchtbaren Geländes aus. Wir machten nach dem nahen Grossbellhofen einen notwendigen Fouragezug, trafen aber ausser saurem Biere, schlechtem Wasser, magerem Käse nichts Bemerkenswertes an. Hierauf nahmen wir den bis zur Höhe mit Hopfenplantagen, Obstbäumen, Fruchtfeldern und Wiesen wohl angebauten alten

Rothenberg oder Reissberg von der Südwestseite (vgl. Fig. 8). Die Schichtungen bestehen aus stark eisenschüssigen Lagern des Dogger, der Unterlage dss weissen Jura[1]). Ob vielleicht aus diesen Eisensandflötzen bereits in vorhistorischer Zeit Eisen hergestellt ward? Das Material in Eisenberg in der Pfalz war kein besseres. Eisenschlacken, welche ich an diesem Tage an der Quelle nordöstlich vom alten Rothenberg auffand, scheinen diese Vermutung zu bestätigen. Der andere westliche Teil des alten Rothenberges, von dessen Gipfel sich eine weite Rundsicht bis nach Nürnberg, dem Steigerwald, dem Jura bei Neumarkt, Thalmässing, sowie den Höhen von Gräfenberg, Hilpoltstein, Betzenstein, Hohenstein dem überraschten Auge darbietet, ist wohl angebaut und mit Kirschbäumen bepflanzt, welche Tausende von Bienen umsummen. Ein schmaler Grat trennt das westliche Plateau vom östlichen, steil nach Nordosten und Süden abfallenden Gipfel. Wir beschreiten den Grat und stossen auf einen etwa 2 m hohen Erdwall, der in einer Neigung von 31° nach aussen abfällt. Hinter ihm umläuft die ganze Ostspitze des alten Rothenberges ein wohl erhaltener Graben, hinter dem sich das eigentliche Kernwerk erhebt und zwar in einer Höhe von 4—8 m und einer Neigung von 37°—70°. Wir umgehen nun den ganzen Wall und gelangen an die Nordseite. Hier legt sich eine bastionartige Ausbeugung vor und schützt den durch ein romantisches, wasserreiches Thälchen von Bühl heraufführenden Aufgang.

Bei A wird die Anlage der Befestigung, eines sogenannten Ringwalles, am deutlichsten. Das westliche Plateau ist von der Bergnase durch einen hier jetzt noch 8—9 m tiefen Graben abgetrennt. Die Erdwände gehen jetzt noch fast senkrecht hinab. Dem Graben gegenüber erhebt sich über

---

[1]) Vergl. Dr. Hagen im „Führer für Hersbruck und Umgebungen".

dem Plateau des Kernwerkes ein Frontwall oder Absatzwall in einer Länge von circa 40 m und einer Höhe von 1,70 m über dem Inneren der Befestigung. Links und rechts erscheint der Wall verwaschen. Nach einer Durchgrabung besteht der Wall aus reinem, wahrscheinlich innen abgehobenem Lehm fast ohne Zugabe von Findlingssteinen; der übrige Teil des Kernwerkes ist weder nach Süden, noch nach Osten, noch nach Norden durch einen weiteren Erdaufwurf geschützt. Der steile Berghang macht an diesen Seiten einen künstlichen Schutz unnötig. Es stellt sich demnach dies Refugium also konstruiert dar: Man hob in Zeiten, wo man auf solche Erdwälle angewiesen war, rings um diese abgelegene, hochblickende Bergnase einen tiefen Graben aus. Das Erdreich warf man nach aussen und gewann so als zweites Annäherungshinderniss den Aussenwall der Contreescarpe. Auf der am meisten bedrohten inneren Seite, gegenüber dem nach Westen fortlaufenden Bergplateau, warf man einen zweiten, dies Plateau überragenden Wall auf. So war dieser Raum nach allen Seiten abgesperrt, und verhältnissmässig sicher konnten in ihm Mensch und Vieh sich bergen.

Die Raumverhältnisse dieses Ring- oder Burgwalles, von dessen Existenz die Geschichte nichts hinterlassen hat, stellen sich nach den Vermessungen der Herren Otto Krell und Bernett also dar: Umfang = 382 m, höchste Länge bei C bis D = 130 m, Breite = 65 bis 85 m, Flächeninhalt des Kernwerkes ca. 9000 qm.

Der tiefste Punkt des Schutzwerkes liegt bei B, wo also der Nullpunkt der vertikalen Differenz liegt. Die Höhenmaasse verhalten sich im Schnitte A bis B und C bis D also, wenn wir die Contreescarpe mit C, den Graben mit G, das Kernwerk mit K bezeichnen:

		C	G	K	
1)	bei A	12,3 m	3,65 m	12,8 m	(fällt bis 6,50 m)
2)	„ B	1,9 „	0,0 „	6,50 „	(steigt „ 12,8 „)
3)	„ C	7 „	5,95 „	10,30 „	(„ „ 11 „)
4)	„ D	3,35 „	2,75 „	7,60 „	(„ „ 11 „)

Die grösste Differenz liegt also bei A, wo der Graben 8,70 m tief, und bei B, wo das Kernwerk 6,50 m hoch liegt. Die durchschnittliche sonstige, jetzige Differenz zwischen Grabensohle und Rand des Innenwerkes beträgt nur 4 bis 5 m.

Für primitive Schutz- und Angriffswaffen, um die Wirkungen von Lanze, Pfeil und Schleudersteinen zu verstärken, beziehungsweise am meisten abzuschwächen, genügten solche Dimensionen, welche ohne Zweifel bei der Anlage stärker waren, als jetzt nach dem Abschwemmungsprozesse von mehreren Jahrhunderten.

Durch Grabungen an den Stellen, wo vom inneren Plateau die Wege nach Grossbellhofen und Hedersdorf führen suchte ich archäologische Anhaltspunkte für die Zeit der Erbauung dieses Refugiums zu gewinnen. Allein ausser rotem Sande und einer natürlichen Rollkugel bot sich dem Prähistoriker Nichts dar. Nichts! Nicht einmal ein Pfeifenrohr von Julius Cäsar, ein prähistorisches Küchenmesser oder eine moderne Maultrommel à la Erlenhüll! Es war ein reiner Jammer für den Mann des Spatens, der mit Bestimmtheit im unverfälschten Dialekte erklärte: „Herr Dokter, dô finnes nit dei Wour, wei Sie's souchen!“[1].

Zur Chronologisirung des Baues sind wir daher einstweilen auf die architektonischen Kriterien des Refugiums angewiesen. Wir haben hier eine fast geniale Verbindung des prähistorischen Absatzwalles mit der römischen Anlage von Wall und Graben. Einen solchen Absatzwall

[1]) „Da finden Sie nicht die Waare, welche Sie suchen“.

finden wir von Quadern erbaut am „Heidenschuh“ nahe dem Trifels in der Pfalz; eine römische Anlage im Kernwerke der Buschelkirche bei Thalmässing. Als römische und germanische Befestigungskunst in den Anfängen der nachchristlichen Zeit sich verband, damals konnte dieses Mischwerk hier vor uns entstanden sein. Etwa in die Zeit vom 7. bis 9. Jahrhundert, in die bujavarisch-karolingische Periode, muss demnach die Erbauung dieser Specula oder Warte, die zugleich als Refugium, als Zufluchtsort der umwohnenden bajuvarischen Bevölkerung oder einem fränkischen Gravio, einem Burggrafen diente, versetzt werden. Bestimmtere Anhaltspunkte über die Zeit, in welcher diese „Burg“, ferner nach Osten die „Katz“ und wohl auch die Havechesburg auf der Südseite der Houbirg zur Verteidigung benutzt ward gewährt uns die Nachricht des fränkischen Chronisten Fredegar Kap. 75. Dort erzählt er, dass im Jahre 631 die Winidi auf Befehl des Böhmenkönigs Samo im Grenzlande wüteten, oftmals die fränkische Grenzbefestigung (limes) überschritten. das Reich der Franken und besonders Thüringen und die Nachbargaue stark verwüsteten. Gegen Wenden und Czechen hatten die fränkischen Könige im Osten des Reiches demnach eine eigene Grenzwehr, einen „limes“ errichtet. Zu demselben gehörten vor Allem, wie zum römischen Limes, Kastelle, in welche sich die Landbewohner zurückziehen konnten und von wo aus die Landesverteidigung geleitet werden konnte Dieser Limes musste aber in der späteren Merovingerzeit gerade hier in die Gegend der Katz und des Rothenberges fallen; denn hier grenzten zur Karolingerzeit der slavische Ratanzgau und der bajuvarische Nordgau an einander.[1]) Noch in späterer Zeit war dies Gebiet als Landgrafschaft Auerbach direkt dem Reiche unterstellt. Katz und Rothen-

[1]) Vergl. Spruner's „Historischer Atlas“, (1. Aufl.) Blatt 12 und 13.

berg[1]), sowie Honbirg gehörten also in historischer Zeit dem Limes an, welchen die Frankenkönige gegen die Einfälle der Ratanz- und Mainwenden, sowie der Böhmenherrscher lange Zeit verteidigten, bis die Grenzmarken gesicherter an das Fichtelgebirge und den Böhmerwald vorrückten.

Als die Edelinge späterer Zeit mehr Platz brauchten und Steine zur Wölbung von Zwinger, Wall und Graben und Schildburg-Absatzwall nötig hatten, zogen sie auf das gegenüberliegende Felshaupt, wo jetzt die Wälle der Bergveste „Rothenberg" stehen, hinüber. Um 1250 wird dieser Rothenberg zuerst urkundlich erwähnt[2]). Bis zur Salierzeit mögen hier aber vom Ringwalle aus die lanzenschwingenden Kriegsknechte der Franken Hab und Gut der flüchtenden Hofleute gegen die Angriffe der vom Jura einbrechenden Mainwenden verteidigt haben.

Wir nehmen Abschied von der reizenden Höhe mit ihrem sonnigen Ausblicke auf Au, Thal und Berg und schreiten hinab zum Lochhofe nach Südosten. Dort finden wir auf wasserreichen Waldwiesen die blauen Glockenkelche der Gentiana verna, einer alpinen Gentiane. In Hedersdorf, am Fusse des alten Rothenberges, hören wir vom Wirte die Sage, dass früher dort oben der Rothenberger gewohnt habe; aus Mangel an Steinen habe er den Berg verlassen und sei auf den gegenüberliegenden, die jetzige Veste „Rothenberg" gezogen. Ob hier eine alte Tradition zu Grunde liegt, oder eine Zuthat der erklärungssüchtigen Zopfzeit zu wittern ist, mag unentschieden bleiben!

[1]) Vergl. Spruner a. a. O. Blatt 15; später gehörte dies Gebiet zu Nürnberg und zur Oberpfalz.

[2]) M. Fuchs: „Die Bergveste Rothenberg". Ansbach 1848, S. 3 bis 4. Fuchs leitet Rothenberg von „reuten", „roten" ab. Wir möchten seinen Namen entweder mit dem slavischen Hrod-, Hrad = Burg, wie Belgrad, Hradschin in Verbindung bringen, oder mit den „roten" Eisensteinflötzen woher auch der Name Röttenbach = „roter Bach".

Wir bestiegen von hier aus die immer morscher werdenden Wälle der Veste Rothenberg, winkten dem nahen Hohensteine einen freundlichen Gruss zu und stiegen hinab nach dem romantisch zwischen Glatzenstein und Veste Rothenberg gebildeten Kersbach. Im Walde zwischen Kersbach und Speikern hat vor ca. 50 Jahren Oberst v. Gemming eine Reihe von Grabhügeln mit Erfolg untersucht. Es fanden sich hübsche Gefässe germanischer Art, Bronzezierrathe und Eisenwaffen. Erst jüngst (Sommer 1886) legte bei Speikern die anthropologische Sektion zu Nürnberg einen Tumulus bloss, in welchem sich ein eisernes Hiebmesser der Hallstatter Periode neben vielen roten Grabgefässen und Bronzeschmuck befand.[1]) Auch Spuren prähistorischer Erdwerke sind hier am Teufelsgraben zu konstatieren. Am Waldessaume bei Speikern blicken noch einmal zu uns herüber die beiden hochragenden Wächter des Schnaittachthales, links der bewaldete Kegel des „alten“, rechts das befestigte Plateau des „neuen“ Rothenberges, monumentale Erinnerungen an vorhistorische und historische Zeiten, an die Kämpfe mit den Slaven und an die Feindschaften zwischen Fürsten und Städten im deutschen Reiche.

Hier am Eingange zum breiten Thale nahe den Ufern der Pegnitz wird uns der Zweck dieser beiden Befestigungen klar. Das Schnaittachthal führt vom Herzen des Nordgaues über Hilpoltstein an die Gestade der Wisent und des Mains. Dieser Thalweg war direkter, als der über Nürnberg und Forchheim führende. Ein vom Norden her einbrechender Feind musste hier im Schnaittachthale Widerstand finden und an der Ecke des Pegnitzthales oberhalb Hersbruck, sonst konnte er ungehindert nach Südosten bis in die Umgegend von Regensburg, nach Südwesten über die weite Keuperebene von Nürnberg

[1]) vergl. Dr. Sigm. von Forster: Festschrift zum 18. Anthropologenkongress, Nürnberg, S. 70—72.

plündernd und sengend sich ergiessen. Deshalb musste hier auf dem „alten“ Rothenberge in den wilden Zeiten, wo Grenzschutz von Nöthen ward, ein schirmendes Erdwerk entstehen. Und später, als die Grafen von Vohburg[1]) ein „steinernes Haus“ zum Schutze der Grenzmarken erbauen wollten, da wählten sie dazu das gegenüberliegende Felsenhaupt, das breit und hoch wie eine natürliche Hochburg dem alten steinarmen Rothenberge gegenüber lag. So entstand auf dem jetzigen Rothenberge die gewaltige Veste, nachher lange Jahrhunderte der Zankapfel zwischen den Pfalzgrafen und den Böhmenkönigen, bis die Veste seit 1478 der Sitz eines Burggrafen und einer Gemeinschaft von 44 Rittern unter pfälzischer Hoheit ward[2]). Später war sie bis zur Erstürmung im Jahre 1703 den Nürnbergern ein Dorn im Auge[3]).

In einem Stündchen gelangen wir, die Pegnitz überschreitend, nach Ottensoos, dem Otunsuaza, dem Sitze des Otto, vom Jahre 903. Vielleicht sah damals noch der alte Ottositz die Mannen der fränkischen Grenzburg vom „alten“ Rothenberge beim vollen Humpen zechen und oftmals schwer beladen am Teufelsgraben vorüber zur finsterblickenden Höhe gen Abend heimziehen. Bei uns geht die Entrückung schneller! Das eilende Dampfross führt uns in Bälde hinein in die weitgedehnte Ebene, in deren Mitte sich langgedehnt Noris erhebt: „Die wirtliche Stadt am Fusse des ragenden Burgfels.“

---

[1]) Vergl. Fuchs: „Die Bergveste Rothenberg“ S. 4. Später kam die Burg in den Besitz der Nürnberger Burggrafen, der Zollern.

[2]) Vergl. Fuchs: a. a. O., S. 5 bis 9.

[3]) Vergl. Fuchs: a. a. O. S. 21. Seit 1839 ist der Rothenberg verlassen. Letzter Kommandant war der genannte Archäologe Oberst von Gemming (†) ein Freund des Verfassers.

VIII.

Ausgrabungen auf der Heidenburg bei Kreimbach in der Pfalz.

I.

Das mittlere Lauterthal, die Gegend von Kreimbach und Wolfstein, war schon seit mehr als 100 Jahren als Fundplatz römischer Altertümer, Münzen, Denkmäler etc. bekannt. Diese Funde, eine Bronzelanze, ein Denkstein einer gewissen Attonia Selma, ein würfelförmiger Grabstein mit zwei Brustbildern, wurden nach den Acta Academiae Theodoro-Palatinae I. p. 33 sowie nach einem Manuskripte von Lamey nach Mannheim in den Jahren 1760—1770 gebracht. Letztere zwei Steine befinden sich noch daselbst (vergl. Haug, „Die röm. Denksteine des Antiquariums zu Mannheim“ No. 55 und 16). Ausserdem sind von der Gegend noch folgende Denksteine dem Referent bekannt geworden: von Kreimbach 1. ein Relief (31 : 25 cm.), darstellend einen Stierkopf, umrahmt von Lotosblumen, 2. ein Kopf von einem Grabmale herrührend; von Rossbach 3. ein würfelförmiger Grabstein mit dem Brustbilde eines Römers in der Toga (76 : 70 cm.), 4. zwei Köpfe von Grabmälern; von Kaulbach 5. ein Kentaur im Relief, auf der einen Seite eine Lotosblume (62 : 51 cm.); von Wolfstein 6. an einer Mühle ein römischer Reiter im Relief, 7. an einem Privathause ein zu einem Grabsteine gehöriges Brustbild.[1]) — Alle diese Denk-

---

[1]) Die meisten dieser Denkmäler wurden 1887 durch den Verfasser dem Kreismuseum zu Speyer einverleibt.

mäler gehören, z. T. nachgewiesen, z. T. sehr wahrscheinlich, zu einer oberhalb Kreimbach gelegenen römischen Befestigung, welche im Munde des Volkes „Heidenburg“ genannt wird (vergl. Fig. 9). Münzen vom Kaiser Magnentius (350—353) finden sich häufig und geben einen Anhaltspunkt für die Benutzung dieses Kastells.

Auf dem Bergplateau zwischen Kaulbach und Rossbach liegt eine Kuppe von Melaphyrgestein, welche in der Richtung von SW nach NO zieht. In Form einer Ellipse umzieht dieselbe ein noch sichtbarer künstlicher Aufwurf von 185 m längerem Durchmesser SW—NO und 75 m kleinerem Durchmesser NW—SO. Ende September 1887 weilte der Ref. auf dieser Ruinenstätte. Die Grabungen wurden zunächst dem von Norden hineinführenden Thore, vor dessen Verschluss noch mächtige Quadern herumliegen, begonnen (bei b). Bald stiess man auf die Rudera einer längs des Bergrandes ziehenden Trockenmauer, bestehend aus Melaphyrbrocken. Im Schutte fanden sich zahlreiche Gefässstücke der verschiedensten Arten, Farben, Formen. Graue, gelbe, rote, schwarze Gefässtrümmer, feine und grobe Wandungen, primitive und elegante Randstücke lagen bunt durcheinander. Daneben Reste von Leistenziegeln (tegulae hamatae) und Bewurfstücke. Von anderen Gegenständen fanden sich hier 2 römische Bronzemünzen. Eine in der Grösse eines 50 Pfennigstückes, wahrscheinlich herrührend vom Kaiser Magnentius; auf der Rückseite „gloria Romanorum“, darunter ein römischer Reiter, einen Germanen niederreitend; ein anderer Germane hebt hülfeflehend die Hände empor. Die zweite Münze hat die Grösse eines 20 Pfennigstückes und zeigt nur den dem 3. Jahrhundert angehörenden Kopf eines Imperators mit der Strahlenkrone. Ausserdem stiess man hier auf einen 12 cm langen Eisennagel mit breitem Kopfe. Die zweite Grabung galt der höchsten nach NO gelegenen Kastell-

spitze (bei c). In einem 10 m langen, 1 m breiten, $^1/_2$ bis $^1/_4$ m tiefen Graben, den man zog, fanden sich gleichfalls zahlreiche römische Geschirrreste, Ziegelstücke, Schlacken und ein Gesimsstück aus Sandstein von 39 : 36 cm Dimension. Aehnliche mächtige Gesimsstücke lagen in dem nach SW befindlichen Kastellgraben. Diese zum Theil hübsch kannelierten Skulpturen dienten zur Eindeckung des Mauerzuges, der das Kastell vor seiner gründlichen Zerstörung Ende des 4. Jahrhunderts nach Chr. umgab. Eine dritte Grabung fand am östlichen Eingang statt (bei a), dicht neben den Thorquadern, an denen noch die starken Falzen für die Eisenriegel sichtbar sind. Hier stiess man besonders auf rotes Geschirr, das jedoch gegenüber der echten terra sigillata-Waare zu Speyer eine starke Dekadenz aufweist. Auch ein Brettstein aus Thon fand sich oben. Die Besatzung vertrieb sich die Zeit wohl auch mit Dame- oder Mühlspiel. Auf der Südwestseite der Burg befindet sich ein in den Felsen getriebener vierseitiger (2 m eine Seite) Brunnenschacht (bei d), der leider mit Steinen fast angefüllt ist.

Dieses Kastell hatte gleich anderen der Pfalz, so dem bei Biebermühle gelegenen fast intakten „Steiner Schloss", dann der „Heidelsburg", östlich von Waldfischbach, ferner der „Heidenburg" bei Oberstaufenbach, westlich von Kreimbach, offenbar zwei Zwecke: 1. sollte es einen römischen Strassenzug decken, 2. der romanischen Bevölkerung gegen Einfälle der Franken und Alamannen Schutz gewähren. In erster Linie deckte diese „Burg" als Strassenkastell den Uebergang der westlich von Landstuhl, Oberstaufenbach, Rothselberg herführenden Römerstrasse über die L a u t e r. Ein steiler Hohlweg führt jetzt noch nach SW zur Lauter hinab zu einer von zwei Lauterarmen umflossenen erhöhten Wiese, welche den Namen „Wallstadt" oder „Walstadt" trägt. Hier fanden sich beim Bahnbau 1882/83 römische Urnen.

Dicht an der Nordwestseite der „Heidenburg“ führt dann die „alte Strasse“ weiter und verfolgt dann die Richtung nach Kreuznach über Rossbach, Becherbach und Heiligenmoschel. Dass hier eine stärkere Römeransiedelung sich befand, das bezeugen die vielen Grabdenkmäler, welche offenbar „raptim“, wie sich Ammianus Marcellinus vom Bau des Kastells auf dem mons Pirus ausdrückt, aus Not zum Burgbau verwendet wurden. — Die Zeit der Erbauung dieser „burgi“ oder „castella“ am Mittelrhein fällt nach den gemachten Erfahrungen offenbar in eine Periode der grössten Notwehr gegen äussere Feinde. Diese kann nach den auf den eben genannten Kastellen gemachten Münzfunden nur in das 4. Jahrhundert n. Chr. fallen, als Franken und Alamannen die römischen Grenzlande verheerten. Nun kennen wir aus Ammianus Marcellinus einen solchen Burgbauer, Valentinianus I. (364—375). Von ihm sagt genannter Kriegsschriftsteller XXVIII, 2, 1 ausdrücklich: Rhenum omnem — magnis molibus communiebat, castra extollens altius et castella turresque adsiduas per habiles locos et opportunos, qua Galliarum extenditur longitudo. Diese Kastelle und Türme können nur obige zwei Zwecke im Auge gehabt haben. Der rasche Bau dieser Strassenkastelle, wobei man selbst die Benutzung von Friedhofdenkmälern nicht scheute, die Münzen, endlich die Art der Gefässe und der Stil der Denkmäler sprechen für die Periode der Dekadenz der Römerherrschaft im Rheinlande. In obiger Nachricht endlich haben wir einen bestimmten historischen Anhaltspunkt für Zweck und Zeit dieser Strassenburgen. Mag manche derselben auch schon vor Julians Zeit fallen unter Probus und Maximian; am Platze waren sie am linken Rheinufer vor Konstantins gewaltiger Regierungsperiode nicht; zwischen 350 und 346, in die Periode der Caesarenverwirrung, müssen Haupteinfälle der Alamannen fallen, welche erst Julian 357 über den Rhein zurückwarf.

Sein Werk, die letzte Sicherung der bedrohten Rheingrenze, vollendete Valentinian I. mit allen Kräften. Aus dieser Periode, der des letzten siegreichen Imperators im Rheinlande, stammen obige disiecta membra castelli.

II.

Die Ausgrabungen auf der „Heidenburg" wurden Mitte Oktober wieder aufgenommen und ergaben günstige Resultate. Alle Fundstücke gelangten in das Kreismuseum zu Speyer.

Man zog zuerst von dem an der westlichen Umwallung gelegenen Ausgangspunkte einen Graben quer über das Plateau. Derselbe traf in 30 bis 40 cm Tiefe auf das Urgestein, verwitterten Melaphyr, und lieferte besonders viele römische Münzen (Graben 1 u. 2). Weiter nach Südwesten zu zog man von der Umwallung aus, die sich immer mehr als die Rudera einer mit Mörtel hergestellten Mauer herausstellte, nach Osten zu einen 1 m tiefen Einschnitt (Graben 3), der ansehnliche Funde an Eisensachen und Thongeräten ergab. Westlich vom Brunnenschacht (bei d) wurde schliesslich gegen die Umwallung zu ein 70 cm tiefer Graben gezogen (Graben 4) der ähnliche Resultate wie Graben 3 an den Tag brachte.

Wo man im allgemeinen in den Boden den Spaten senkte, traf man auf römische Gefässscherben, Knochen, Schlacken, Mörtelstücke, Münzen, Eisenteile und andere Altsachen. Es kann besonders nach den Münzen keinem Zweifel unterliegen, dass diese Burg als Zufluchtsstätte (refugium) in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts n. Chr. für die umwohnende romanische Bevölkerung gedient hat. An Münzen fanden sich bisher 22 Stück; davon tragen zwei kleinere gallisches Gepräge. Von den 20 Stück römischer Prägung sind 9 Stück Mittelerz, 10 Stück Kleinerz, 1 Stück gehört den sogenannten Arkadiern an. Von den 9 Stück Mittelerz tragen 8 das Bildniss des rheinischen

Kaisers Magnentius, des Gegenkaisers von Constantius II. (350—353). Versehen sind sie mit dem Prägezeichen A = Augusta Treverorum. Dem Kaiser Constantius Magnus gehören 5 Münzen an; seinem Sohne Crispus Caesar 1, dem eben erwähnten Constantius II. 4 Münzen an. Die Entzifferung einer Münze, der einzigen Silbermünze, gelang mir nicht; der Arkadier trägt auf dem Avers das nach links schauende Bildniss eines Kaisers, auf dem Revers ist die Wölfin mit Romulus und Remus dargestellt mit der Unterschrift P. Con. = percussum Constantinopoli. Die Münzen gehören somit fast alle der Zeit zwischen 313 und 361 an, der grössere Teil (8 + 4) fällt in die Regierung der beiden Gegner Magnentius und Constantius II. (350—361). Es kann demnach die letzte Hauptbenutzung der Heidenburg nur in diese Zeitepoche 350—361 fallen, oder kurz darnach. Dass nun gerade nach dem Fall des Magnentius 353 die erste Zerstörung des Städte im Rheinlande durch Franken, Alamannen und Sachsen stattfand, sowie die erste Besitznahme des linken Rheinufers durch diese Germanen, ist aus Zosimus: historiae III, 1 sowie aus Julianus ad popul. Atheniensum (ed. Hertlein) 279 bekannt (vgl. auch Stälin: Geschichte Württembergs I, 1 S. 56—57). Entweder hat dieser Einfall vom Jahre 353/54 mit den Nachbarstädten auch diese Volksveste zerstört, oder es fällt die Einäscherung derselben in die Zeit des zweiten Haupteinfalles der Germanen auf das linke Rheinufer 406—407. —

An einzelnen Funden seien hier weiter angemerkt: 1. an architektonischen Stücken a) ein mit zwei Kannelüren versehener 29 cm hoher Gesimsträger aus rotem Bruchsandstein, wie solcher im sw. gelegenen nahen Orte Fränkelbach vorkommt; b) eine 30 cm lange und 15 cm breite Gesimsleiste von einem Sarkophag oder Grabmonument herrührend. Zwischen den Querbändern sind einfache Rosetten en basrelief angebracht.

2. An Schmucksachen 2 kreisrunde, gelochte $^1/_2$—1 cm im Durchmesser haltende Anhänger aus Silber, zu Frauenschmuck gehörig. 3. An Eisensachen ein 14,5 cm langes Lanzeneisen, herrührend von einem Wurfspeer; eine vierkantige 13 cm lange Spitze, als Mittelstück zu einem Pilum gehörig (?); eine dreischneidige, 5,5 cm lange Dolchspitze; mehrere Eisenringe von $2^1/_2$ – 6 cm Durchmesser im Lichten; ein Schlüsselhaken von 12 cm L. römischer Form; ein mittelalterlicher Hohlschlüssel von 12 cm L.; viele starke Eisennägel, welche wahrscheinlich zur Befestigung von Holzwerk (Baracken?) dienten; viele eiserne Beschläge für Holzthüren; ein einfacher Gürtelhaken von 5,5 cm L. und 2,5 cm Br., auch möglicherweise zur Befestigung von Brettern gehörig. 3. Aus Bronze eine 5,5 lange Pincette römischer Arbeit, sowie ein 9 cm langes, 1,5 cm breites Bronzemesser (abgebrochen). Aus Blei eine starke Platte, von einem Brande herrührend. Aus Thon zahlreiche Scherben der verschiedensten Art, Farbe, Form; darunter mehrere blauschwarze, feine, mit Wolfszahn-Ornamenten geschmückte Fragmente, zumeist römischer, einige mittelalterlicher Technik. 6. Aus Glas Fragmente zierlicher Becher mit feinen Riefen und aufgelegten, schwarzbraunen Glastropfen geschmückt. 7. Aus Niedermendiger verschlacktem Basalt zwei gelochte Mahlsteine römischer Arbeit von 35 cm. Durchmesser. 8. Aus Thonschiefer ein breiter, Spuren der Benutzung zeigender Schleifstein. 9. Zahlreiche Knochen, Hörner, Zähne, Geweihstücke von Rind, Schwein, Hirsch etc. — Kjökkenmöddinger. 10. Viele Mörtel-, Bewurfstücke und Schlacken.

Aus den genannten Fundgegenständen ist ferner zu schliessen, dass schon vor den Römern diese Stätte von einer prähistorischen (gallischen) Bevölkerung als Refugium benutzt worden ist. Zeuge dessen das Bronzemesser

und die zwei kleinen gallischen Münzen. Auch bei der Heidelsburg, östlich von Waldfischbach, ist dies Verhältnis nachgewiesen (vgl. d. Verf. Aufsatz in den Bonner Jahrbüchern Heft 77 S. 68.)

Die romanische Bevölkerung, welche sich in der Mitte oder Ausgang des 4. Jahrh n. Chr. hierher flüchtete, hat hier längere Zeit und massenhaft gewohnt. Das bezeugen die vielen Eisennägel und -Beschläge, welche zur Errichtung von Bretterhütten dienten, die massenhaften Geschirreste, die mannigfachen Thierknochen, die Mahl-Apparate, die Bewurfstücke etc. Sie haben sich auch hier gewehrt: das beweisen die Waffenstücke. Und endlich: diese Notansiedelung ging durch Feuer und Schwert zu Grunde: daher rühren die überall befindlichen Schlacken, daher die zerbrochenen Waffen, daher der gänzliche Ruin der Burg bis auf die Grundmauern! Das bedeutet das „*ἀνάστατον ποιεῖν*“ des Zosimus (III, 1)! — Aber auch im Mittelalter, wohl in der Zeit des 30-jährigen Krieges, mag hierher vor Schweden und Spaniern der Bewohner von Kreimbach, Rossbach, Kaulbach geflüchtet sein. Davon legen Hausschlüssel und geriefte Scherben Zeugnis ab. — Das jedoch bleibt fest trotz verschiedenzeitlicher Funde: Die Hauptzeit der Bewohntheit dieser Heidenburg, sowie ähnlicher Refugien am Mittelrhein, fällt in die Wende des 4. und 5. Jahrh. n. Chr., als Franken und Alamannen im Wettkampfe das Erbe der Römer und Romanen mit Feuer und Schwert antraten.

IX.

Das Schloss bei Biebermühle.

Es kann sich der rauhe Westrich zwar an Naturschönheit mit dem Ostabhang des Hartgebirges nicht messen, seine Hochplateaus und seine gewundenen Thäler können nicht rivalisieren mit den goldglänzenden Rebenhügeln, welche so manche trotzige Burg krönt; aber dennoch ruht ein eigener Zauber auch auf diesen Gauen, die allerdings der Fuss des Touristen selten oder nur im Fluge betritt. So an einem heiteren Frühlingsmorgen dahinzuwandern über die von goldgelbem Reps bedeckten Hochebenen, von denen der Blick fast unbegrenzt schweift bis zu den blauen Ketten des Hochwaldes und des Hunsrücks, wo das Auge die aufgetürmte Masse der den Rand des Hartgebirges bildenden Berge Kuppe für Kuppe zergliedern kann, das hat auch für den verwöhnten Wanderer seinen besonderen Reiz.

Ueber die „grosse Höhe", den östlichen Flügel der alten Grafschaft Sickingen, waren wir frisch gewandert und hatten Tags vorher prähistorische Hünengräber umgewühlt, heute waren wir am Rande des Wallhalber Thales fürbass gegangen durch manch' stilles und liebliches Felsenthal. Von Höheinöd herüber trabten wir munter über die breitschollige Flur gen Südosten. Schon ist der Blick frei auf das tief unter uns liegende Schwarzbachthal mit seiner dunklen Einfassung trotziger Fichten, schon erglänzt das Sonnenlicht mit bleicherem Strahl auf den Matten der

Steinalb, die bei Biebermühle ihr forellenreiches Wasser mit der nach Westen ziehenden Flut des Schwarzbaches vereint. Zwischen den Thalungen und den Waldungen musste von jeher hier oben auf der welligen Höhe der Tritt und der Marsch am meisten Sicherheit bieten, während unten die Thalsoolen noch von Sumpf und Wasser bedeckt waren und das Dickicht der Wälder nur der Axt und dem Schwerte unfreundlichen Durchgang bot. Für solche Thatsache zeugt nicht nur die Topographie der Kolonisierung, die Anlage der ältesten und ausgedehntesten Ortschaften auf der Höhe und am Rande des weitgedehnten Plateaus, dafür spricht ferner das Vorfinden der meisten Grabhügel in denjenigen Waldungen, welche den Bord der Sickinger Höhe umziehen, dafür stimmten schliesslich die Reste der alten Strasse, welche wir im Waldbezirke „Seiters" bergabwärts jetzt betreten. Breit und grün mag die Strassenspur im hochaufgeschossenen Buchenwalde der letzte Rest sein des römischen Verbindungsweges, der Landstuhl im Norden mit Bitsch im Süden verband, der parallel der grossen Rheinstrasse die Kastelle und Niederlassungen rückwärts des „saltus Germaniae" gleich einem steinernen Bande zusammenhielt. Seine Spuren sind bei Höheischweiler und Winschberg, bei Bottenbach und Eppenbrunn in Grabhügeln und Ziegeln, in Estrichresten und Denkmälern noch deutlich und undeutlich sichtbar.[1]) Schutz war hier notwendig früher gegen Marcomannen und Chatten, später Jahrhunderte lang gegen der wilden Alamannen habgierige Anfälle, die gleich Wölfen von Südosten hereinbrachen in die Hürden und Herden der unter wälschem Schutze gedeihenden Provinzialen. Ein plötzliches Halt gebietet ein in den Fels gehauener Graben, der trennend über die Strasse

[1]) Vergl. d. V. „archäologische Karte der Pfalz und der Nachbargebiete", Studien, VIII. Abt.

zieht und ein gewaltiger Trümmerhaufen, der sich moosbedeckt hinter ihm über die Waldbäume sperrend erhebt. Wir stehen zu Füssen dem „Schloss“.

Es ist ein Trümmermeer von gewaltigen, aus dem Verbande loosgelöster Quadern, über das wir mühsam hinwegsteigen müssen, um zur Höhe, etwa 25 bis 30 Fuss über dem Graben, zu gelangen. Die Sandsteinquadern zeigen zu unserer Verwunderung Bossen, d. h. abgespitzte Seitenkanten, ganz von derselben Technik wie an den Aussenmauern am Trifels, des ältesten Turmes zu Altleiningen, an der Wachenburg und an der Ruine Schlosseck im Isenachthale. Auf den ersten Blick scheint kein Mörtel zur Bindung der Lager angewendet zu sein. Herr Pfarrer Gümbel von Herschberg ist jedoch so glücklich, solche Annahme mit der Spitze seines Messers ad absurdum zu führen und es gelingt ihm, mit dieser ein gutes Stück Kalkmörtel an den Tag zu fördern. Derselbe besitzt fast die Konsistenz von Cement und zeigt im Gegensatz zum mittelalterlischen Mörtel keine Spur thoniger Teile, sondern nur roten, körnigen Sand und weissen feingeschlemmten Kalk. Die Länge der hier seit Jahrhunderten unter schwellender Moosdecke ruhenden Quader beträgt im Mittel 80 cm, die Höhe 60 cm, die Dicke 60—70 cm. Die meisten unter ihnen verjüngen sich vom Haupt nach hinten und waren demnach in die Rundung keilförmig eingefügt. Die Stärke der Turmwand beträgt ca. 2 m im Lichten. Das Turminnere misst ca. 7 m, so dass das ganze Werk einen Durchmesser von ca. 11 m besass. Auf dem nach Südosten anstossenden Terrain der Bergzunge fand sich eine an die Turmwand anschliessende, gar stattliche Umwallung vor, welche den Berg in halb eiförmiger Gestaltum zieht. Diese Circumvallation setzt sich unmittelbar auf dem Buntsandsteinfels an, auf welchem überhaupt das ganze Castrum ruht. Die Mauer besteht hier nicht aus mächtigen

Bossenquadern, sondern aus kleineren Sandsteinplatten in der Grösse eines doppelten Backsteines. Im Durchschnitte betragen die Dimensionen der gleichfalls sorgfältig behauenen Bausteine der Umfassungsmauern 40 cm in der Länge, 15 cm in der Höhe, 20 cm in der Dicke. Die Stärke der Circumvallation selbst stellt sich, soweit zu beobachten, auf $1^1/_2$ m. Als Hauptmaasse der ganzen Umwallung berechneten wir die Länge vom inneren Rande des Turmes mit 60 Schritten, die Breite mit 50 Schritten. Die ganze Form bekommt darnach die Gestalt eines Bügeleisens, dessen Spitze der Mündung der beiden Bäche zu nach Süden, dessen ausgeladene Breitseite gen Norden dem Bergplateau zu sich kehrt. Auch hierin erinnert die Gestalt des „Schlosses“ am Schwarzbach, an die Figur der Ruine „Schlosseck“ im Isenachthale. Sonst ist dem wild und einsam durcheinanderliegenden Trümmerhaufen von Bossenquadern und Ecksteinen, Mörtelwerk und Steinplatten keine bestimmte Contour abzusehen; auch kein Ornament, keine Inschrift, keine sonstige Andeutung hilft dem Forscher auf die Spur, das steinerne Rätsel zu deuten.

Der Bau selbst und die ganze Anlage, so verwandt sie mit Ruine „Schlosseck“ erscheint, bietet doch eine Reihe von Unähnlichkeiten dar. Vor Allem besteht bei dem geheimnissvollen Bauwerk an der Isenach die ganze Circumvallation aus Bossenquadern, hier nur der Turm aus solchen; dort liegt der Eingang an der Breitseite neben dem Bergfried, hier in entgegengesetzter Richtung an der Spitze; dort beherrscht das Gebäude eine tief unten liegende Strasse; hier mündet unmittelbar an den Graben ein römischer Strassenzug und an dem Bergstock stossen vier Thalungen zusammen. Wollte man auch versucht sein, wie beim „Schlosseck‘, als die Gründungszeit des einsamen „Schlosses“ bei Biebermühle die Periode der ersten Salier anzunehmen,

die mit Konrad II. und Heinrich III. mit festen Burganlagen ihr fränkisches Stammland längs der Vogesen und besonders an den Vogesenpässen schützten und schirmten (vgl. Krieg von Hochfelden: „Geschichte der Militärarchitectur des frühern Mittelalters“, S. 255–261), so spricht ausser den obigen Gründen der Umstand dagegen, dass der Turmbau des vorliegenden Castrums mit aller Festigkeit zugleich einen so hohen Grad von ausgeprägter Eleganz und zweckdienlicher Durchbildung im Ganzen und in den einzelnen Teilen an sich trägt, wie ihn die Ruine „Schlosseck“ trotz ihrer ornamentalen Gestalten nicht aufzeigen kann.

Ein gewichtiger Umstand gebietet uns, vorbehaltlich weiterer Untersuchung der ganzen Bergveste, eher an ein römisches Castrum als an eine fränkische „Burg“ zu denken. Wie uns Herr Pfarrer Gümbel berichtet, fand man unmittelbar an der Südwand des Felsen, auf dem die Ruine sich erhebt, im Jahre 1858 beim Chausseebau eine grosse Anzahl von römischen Münzen, eingeschlossen in zwei Urnen, eine trägt nach der Mittheilung von Herrn Pfarrer Gümbel auf dem Avers die Umschrift: „Vespasianus Augustus“, während der Revers einen Adler und links von ihm ein S (senatus), rechts ein C (consulto) eingeprägt aufzeigt. Den Rest der Münzen verwahrt Herr Baumeister Jung zu Pirmasens annoch im Besitz. Nach weiteren Nachrichten stiess man damals beim Strassenbau auch auf mehrere Reste römischer Denksteine, wohin aber letztere kamen, ist unbekannt. Ferner stiess man bei der Anlage eines zu Berg führenden Weges Anfang der 80er Jahre auf ein Graburne, welche sich im Besitze des k. Forstmeisters Hellwig befindet. Dass hier Steinquadern und nicht wie bei der Salburg Backsteine zur Anwendung kamen, spricht durchaus nicht gegen Annahme eines römischen Castrums. Die Römer benutzten draussen in der Provinz das Material, welches ihnen gerade

zur Hand lag; waren Kalksteinbrüche vorhanden, benützten sie die Kalksteine zu ihren Bauten, lag der Sandstein nahe, nahmen sie ohne Bedenken diesen dazu; nur wo sie kein lagerhaftes Gestein antrafen, brannten sie aus Thon ihre dauerhaften Ziegelplatten. — Um eine weitere Subdivision für die lange Periode von fast einem halben Jahrtausend zu erhalten, innerhalb welcher der Römer am Rheine herrschte und hauste, band und baute, hätten wir uns zu entscheiden zwischen der aufsteigenden Periode des Imperatorenglanzes, als ein Trajan 93 bis 99 als Legat in Obergermanien die Grenzen mit Festungsbauten schirmte und sein Adoptivsohn Hadrian zwei Jahrzehnte den Traditionen des grossen Schirmherrn treu blieb, und der absteigenden Epoche, als Valentinian I. Ende des vierten Jahrhunderts mit Anlage von neuen munimenta, castra, castella, turres am Rhein und an der Donau den Untergang des Römerreiches noch aufzuhalten vermeinte. Wohl spricht des Valentinian taciteischer Geschichtsschreiber das inhaltsreiche Wort aus (XXVIII 2, 1): Rhenum omnem a Raetiarum exordio ad usque fretalem Oceanum magnis molibus communiebat, castra extollens altius et castella turresque adsiduas per habiles locos et opportunos, qua Galliarum extenditur longitudo. Allein bei der kurzen Regierungszeit dieses letzten Schirmes der bedrohten Rheinlande können diese neuen Schutzanlagen nur einen tumultarischen Charakter getragen haben, während hier Anlage und Ausführung von Ueberlegung im Ganzen und Sorgfalt im Einzelnen deutlich Zeugnis ablegen. Valentinian mag wohl die Rheingrenze und den Hang des Vogesus gegen der trutzigen Alamanen Ansturm neu gefestigt haben, aber er kann nimmermehr mit solchem Vorbedacht den Knotenpunkt einer jenseits des Gebirges gelegenen Strassen-Verbindung geschützt haben. Wenn auch die wilden Söhne der Gaue an der Murg und Kinzig, dem Neckar und dem Bodensee die

festen Mauern vor uns im 4. und 5. Jahrhundert gebrochen haben mögen, bestanden müssen sie wohl schon haben, als Trajans Zeitgenosse, der edle Tacitus vom jenseitigen Decumatenlande in seiner „Germania“ sprach als von einer „Ausbuchtung des Reiches und einem Gliede der Provinz“. Damals Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. war ja die klassische Periode römischer Kriegsbaukunst! Und noch im Mittelalter bildete das „Schloss“ hier und die Strasse am Seiterswalde die Landesgrenze; heisst es doch in des pfälzischen Geographen Tielemann Stella Beschreibung der Aemter Zweibrücken und Kirkel vom Jahre 1564, dass die Grenze „von Höheinöd auf den Kirschborn durch den Forst hinüber auf das „Steiner Schloss“, dann durch die Bach hinab auf Fröschen“ lief. Und nach der Archäologen Untersuchung fällt ja meistens im Rheinland Grenzrain und Römerwerk zusammen! So steht es geschrieben im Büchlein „die bayerische Pfalz unter den Römern“ S. 101, das wir allewege auf solchen Excursionen bei uns zu haben pflegen. Und die Sage vom „Kaspar“, der hier oben geht, auf was mag sie beruhen als auf einer unverständigen Volksetymologie, die den Namen „Castrum“ oder „Casprum“ im alamannischen Kontexte nicht mehr fand und sich daraus einen spukenden „Caspar“ oder „Kaschpar“ umdeutend schuf. Wunderbar sind ja oft die Wege der Volksgedanken. Wenn aus einem „Hunsrück“, dem Rücken der Hunnen oder Sarmaten ein Hunderücken ward, warum nicht aus einem römischen Castrum ein alamannischer Kaspar? — Aber „Halt den Gedanken!“ — Unten pfeift der Zug, und wir müssen fort von der „Sickinger Höhe“ hinaus gen Osten!

X.

Schlosseck.[1])

Das Rätsel, welches bisher die vor neun Jahren im Isenachthal bei Dürkheim vom Verfasser aufgefundene und aufgegrabene [2]) Ruine „Schlosseck“ aufgab (vergl. Pick's „Monatsschrift“, 5. Jahrgang S. 40 bis 47 mit Karte, Ausgrabungsberichte in den folgenden Jahrgängen: 6. S. 586 bis 594, 7. S. 179 bis 183, „Correspondenzblatt der westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst“ 1882, Nr. 6, 133), wird durch einen neuesten Befund der Lösung entgegengeführt. Aufmerksam gemacht durch Premierlieutenant Karl Emich Graf zu Leiningen-Westerburg, welcher im Jahre 1882 „Schlosseck“ besuchte und diese Ruine gleich dem Verfasser dieser Zeilen als Leiningen'sche Burg betrachtete, untersuchte der Berichterstatter den das Eingangsthor stützenden Kämpfer, der nach Nordwesten gerichtet ist. An diesem sind zwei Adler mit hängenden Flügeln angebracht, welche der Figur des auf dem Wappen der Leininger angebrachten Adlers heraldisch genau gleichen (vergl. Lehmann: „Urkundliche Geschichte der Burgen und Bergschlösser der bayerischen Pfalz“, 3. Teil, Figur Nr. 1 zu S. 20). Auf dem Karniess der Kämpferplatte nun, welcher in die Wölbung der Thor-

[1]) Vergl. Fig. 10, 11, 18. Erklärung der Buchstaben auf Fig. 10: a Eingang, b Bergfried, b[1] Aufgang dazu, c, d Gebäude, e Brunnen, f Schlosshof mit Linden.

[2]) Die Kosten zahlte der Altertumsverein, der Verschönerungsverein und der historische Verein der Pfalz.

pforte schaut, und dem damit einen rechten Winkel bildenden Teil, der von den zwei Adlern flankiert rechts am Eingang den Torbogen stützt, sind Schriftzeichen angebracht. Dieselben sind allerdings durch die Länge der Zeit, den Zusammensturz, den Wiederaufbau so verwischt, dass sie nur bei günstiger Beleuchtung mittelst Papierabdrücken und nach längerer und wiederholter Prüfung deutlich sichtbar werden. Das gelang dem Verfasser in befriedigender Weise mit Hilfe eines Arbeiters von Hardenburg am 29. April 1883. Auf dem inneren Teil der Kämpferplatte steht in arabischen Schriftzeichen die Zahl 1202. Die beiden 2 sind gehalten wie kleine lateinische z, die 0 ist stark nach rechts verzogen; am Ende steht ein kleiner, geneigter Strich. Ohne Zweifel haben wir in dieser Zahl die Jahreszahl der Erbauung des Burgthores (1202) zu sehen, wie es ja auch bei den Bauten der Hardenburg und bei anderen Schlössern des Mittelalters vorkommt, dass man nach der Vollendung des betreffenden Baues den Schlussstein oder sonst einen hervorragenden architektonischen Bestandteil mit der Jahreszahl der Vollendung bezeichnete. Das nächstfolgende Eck bildet der erste Adler. Zwischen diesem und dem zweiten Adler stehen auf der abgeschrägten Platte mehrere Schriftzeichen, die jedoch so stark verwischt erscheinen, dass sie kein Wort bilden lassen. Zu erkennen sind die drei ersten Zeichen, ein J, ein S, ein U oder V; vor dem J steht ein †; Karl Emich, Graf zu Leiningen-Westerburg, vermutet als Sinn dieser Zeichen die Auflösung:

† in signo vinces.

Doch ist Lösung und Deutung noch zweifelhafter Natur bei der starken Verwischtheit dieser Zeichen. Dagegen sind die zwischen dem zweiten Adler und dem Schlusse der Kämpferplatte angebrachten Buchstaben besser erhalten. Nach mehrfacher Prüfung kam Berichterstatter zu dem

Resultate, dass folgende Zeichen mit ziemlicher Sicherheit zu konstatieren sind:

PADHUO

Das erste ist ein oben offenes oder an dieser Stelle durch den Einfluss der Atmosphärilien verdorbenes P; das zweite ein deutliches A; das dritte ein D mit verlängertem Anfangsstrich; das vierte ist offenbar ein H; das sechste ein etwas zu klein geratenes O. Schwierigkeiten macht die Enträtselung des fünften Schriftzeichens. Es ist eine oben offen gelassene U-förmige, unregelmässige Bogenlinie, in deren Mitte ein . angebracht ist. Wenn die Absonderlichkeit des P und des D auf Anomalien schliessen lässt, so möchten wir diesen Fall auch für diesen Buchstaben annehmen und ihn trotz mancher paläographischer Bedenken als U = V deuten. Der Name würde bei solcher Annahme lauten „Padhuo“. Dieser Name als solcher kommt nun allerdings in dem Repertorium der althochdeutschen und mittelhochdeutschen Namen nicht vor; allein die Wurzel „bad“ oder „pat“ hat die Basis für zahlreiche Eigennamen seit der frühesten Epoche der deutschen Sprache geliefert. Sie bedeutet „Kampf“ und lautet nach J. Grimm (vergl. „Geschichte der deutschen Sprache, 3. Aufl. S. 406) im Angelsächsischen bead—o, im Nordischen böd—o, im Althochdeutschen pat—o = pugna, bellum. Von ihr stammen Bat—avi und Batten, Ortsnamen wie Passau und Battenberg, ferner die zahlreichen auf —bad auslautenden Namen der fränkischen Periode, wie z. B. Guntobad, Sigipato, Luitpat, des weiteren der Name Bado, auch Pato, Bede, Peto. Besonders erscheint im Südfränkischen Baducho, eine Form, die im achten und neunten Jahrhundert gebräuchlich war, und von dieser Wurzel bad— mit dem Diminutivsuffix —ic = —ich gebildet wurde; im Angelsächsischen heisst der Name Beadeca (Quelle: Prof. Max Rieger zu Darmstadt). Aus letzteren Namen entwickelten sich Formen

wie Patacho, Patecho, Badicho, und eine Verstümmelung des letzteren Namens scheint die unserer Inschrift entstammende Form zu sein. Auffallend bleibt die orthographische Schreibung mit P und D, wobei die Folge der Lautverschiebung nicht gewahrt bleibt. Einem Steinmetzen jedoch ist sie entschuldigbar zuzuschreiben, der sich hier als Erbauer der Burg verewigt hat (vergl. Förstemann: „altdeutsches namenbuch", 1. Bd. S. 166 bis 200).

Bekanntlich wurde schon vergangenes Jahr auf einem in Manneshöhe lagernden Quader der nach Osten gerichteten Seite des fünfseitigen Turmes eine weitere Inschrift gefunden, welche nach der Lesung von Prof Harry Breslau aus Berlin lautet,

HIRGARI

d. h. „Hirgari". Zwischen dem auf einem in gleicher Höhe befindlichen Quader, in welchem das Kreuz eingehauen war: und dem mit dem Hirgari-Namen versehenen, ging die hölzerne Treppe vom Podest, der aus Quadern besteht, zur Turmpforte, die aus Verteidigungsgründen im ersten Stockwerk ausgespart war. Auch Hirgari ist ein altfränkischer Name, der sich mit der angelsächsischen Namensform Heoragâr vergleichen lässt (vergl. Förstemann: „altdeutsches namenbuch", 1. Bd. S. 683 und S. 472) Prof. Max Rieger in Darmstadt zieht in einem Privatbriefe (vom 23. August 1882) an den Verfasser als weitere Analoga hierher: Ansgarius und Berengarius. Doch meint letzterer Kenner der deutschen Sprachentwickelung, dass „Hir –" in „korrupter Schreibung" für „Her" gesetzt sei; gâr für gêr sei nur angelsächsich. Somit hätten wir in beiden Namen „Hirgari" und „Padhuo" oder „Padicho" für „Hergari" und „Pathuo" oder „Paticho" Fehler von der Hand der Steinmetzen konstatiert.

Als dritter altfränkischer Name aus der Isenachgegend gesellt sich der von dem frühchristlichen Grabstein der Leistadter Kirche bekannt gewordene dazu: „Prani". Auch

bei dieser Namensform ist der Ersatz von B durch P auffallend und inkorrekt (vergl. „Correspondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine“, 1883 Nr. 5, Mai). Soviel über die sprachlichen Momente. —

Bei dieser Gelegenheit seien auch den architektonischen Fragen der Burg einige Worte gewidmet. Die durch einen aus dem Sandstein gehauenen breiten Graben von dem Bergrücken getrennte Felsenmasse, auf welcher Schlosseck stand, war wohl geeignet, die von Kaiserslautern nach Worms über Dürkheim führende alte „Frankensteige“ zu beobachten und zu decken. Das Bergschloss deckte ferner vom Westen her Kloster Limburg und von Süden her Kloster Höningen, zu welchem das Seitenthal der Isenach, das Pfaffenthal, in $1^1/_2$ Stunden führte. Den bügeleisenförmigen Rand der abgesperrten Bergnase umgab ein über 200 m langer Bering, der 5 m hoch aus sorgfältig behauenen Bossenquadern bestand. An der Nordwestecke führte ein mit romanischen Ornamenten reich geschmücktes Thor, in das Innere der Burg. Hier stiess man zur Linken auf den festen fünfeckigen Turm, dessen Westseite 8 m Länge besitzt. An der gegenüberliegenden Seite lag der Eingang zu dem wohl 10 m hohen, starken Bollwerk. Im Hintergrunde lagen nach Süden und Südosten zwei weitere Gebäulichkeiten, von denen das erstere, 11 m lange und 6,50 m breite viereckige Gebäude als Marstall und Vorratskeller im unteren Raum dienen, während der erste Stock Wohnungen für den Burghauptmann enthalten mochte. Das zweite schwächer konstruierte Bauwerk bot wohl den Dienstmannen Obdach und Unterkunft. Im Schlosshofe, der sich hinter diesen Gebäuden bis zur Spitze im Süden erstreckt, standen als Wahrzeichen der Leininger drei aufblühende Lindenbäume, daneben waren Kirschbäume und Rosengebüsch gepflanzt, um auch der Poesie ihr Recht

werden zu lassen. Ein mit Holz bedeckter Gang lief hinter der Beringmauer um das ganze Felsennest und gestattete den Wächtern, Auslug nach allen Seiten zu halten. Ausser den mit Eisen beschlagenen Lanzen dienten Steinkugeln, welche sich massenhaft im Turm und Graben, vielfach vom Brand geschwärzt, vorfanden, zur Abwehr der Feinde. Auf Schnellbrettern wurden sie den Gegnern entgegen gesandt. Das Wild der Waldberge, der Ertrag des Ackers vor dem Graben, das in einem viereckigen, ausgemauerten Reservoir gesammelte Quellwasser bot der Mannschaft Speise und Trank. Gefässe, meist geriefte Thonbecher, ein halbzerbrochener Mahlstein, Reste von Waffen und Trensen, ein Zinnknopf und ein Bronzering als vereinzeltes Schmuckstück, sowie zahlreiche Tierknochen zeugen von dem primitiven Culturgrad der hier gelagerten Wachmannschaft. Mehrere schwarze Scherben mit Wellenlinien (Fig. 11), sowie ein matt rotes Bruchstück gehören wohl einer früheren der fränkischen Periode an, in welcher der rohe Wall (Fig. 10 Ostseite) errichtet sein mag.

Die Dimensionen der Burg sind folgende:

Längenaxe von Süd nach Nord bis zum Turmstumpfe 69 m, Längenaxe des Turmes mit Beringstärke 13,40 m, Gesamtlängenaxe 82,40 m, grösste Breite am Graben 31,30 m, Tiefe desselben 2 bis 4 m, Gesamtumfang des Berings 208 m, Höhe des Turmstumpfes 4 m, Höhe des Thorbogens (konstruirt) 6 m.

Neben der sprachlichen und archäologischen Seite ist der historische Gewinn, den uns die Inschrift bringt, zu beachten. Bisher fehlte es uns für die Geschichte von „Schlosseck“ an jedem historischen Anhalt. Aus dem Ergebniss der archäologischen Funde, den Bossenquadern, sowie aus Wahrscheinlichkeitsgründen schloss der Verfasser in seiner ersten Publikation über Schlosseck (vergl. Pick's Monatsschrift, 5. Jahrgang S. 45 bis 46) auf die Erbauungszeit

um 1120 bis 1180. Man musste bei Erwägung der historisch bekannten Verhältnisse, sowie der chorographischen Beziehungen, den Schluss ziehen, dass die Burg „Schlosseck" von den Stiftern des nahen Klosters Höningen, den ersten Leiningischen Grafen, erbaut und nach der in das erste Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts fallenden Gründung von Hartenburg als überflüssig verlassen worden sei.[1]) Diese Ansicht fand später heraldische Bestätigung durch die Auffindung der Kämpferplatte mit den zwei Adlern, dem Wappentier der Leininger Grafen, welche im Wormser Gau ihre Hauptbesitzungen besassen, d. h. im Lande links der Isenach. Diese Ansicht hatte später der Verfasser dahin erweitert, dass an dem geschmackvollen Ausbau der Burg der Landvogt vom Speyergau, der Schirmherr des Klosters Limburg, Friedrich I., Graf von Leiningen, Schuld trage. Dieser kunstsinnige Fürst gehört bekanntlich zu den Vertrauten Friedrich Barbarossa's und es zählte

„der edele von Leiningen
Grafe Friederich"

zu den Minnesängern der kunstliebenden Hohenstaufenzeit. Ein Lied von ihm ist noch in der Manesischen Minnesänger-Handschrift zu Paris erhalten, ebenso die Abbildung eines Zweikampfes zwischen ihm und einem „Heid", einem Sarazenen vor Accon (diese Handschrift wurde angelegt zwischen 1290 und 1310).

Diese Ansicht erhält durch die auf der Kämpferplatte verzeichnete Jahreszahl 1202 eine unerwartete und glänzende Bestätigung. Nach dieser chronologischen Angabe wurde das mit Adlern und Gnomen gezierte Burgthor im Anfang des 13. Jahrhunderts fertiggestellt. Man darf wohl annehmen,

[1]) Hartenburg erscheint urkundlich zuerst 1214 als „Hartenberch"; vergl. Remling: „Urkundliche Geschichte der Abteien und Klöster in Rheinbayern", 2. T. S. 323 Nr. 6.

dass die mit romanischen Ornamenten, mit dem Fries von Palmetten und Akanthus, mit dem von Bändern umrahmten Kopfe auf dem Schlussstein des Bogens, mit den aus Menschen- und Tierköpfen bestehenden Trägern der Rundbögen reich geschmückte Thorfaçade, das letzte und späteste Bauwerk der ganzen Burg war. Es fällt somit die Vollendung des Thorbogens und des ganzen, mit dem Eingange verbundenen Propugnaculums in die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts und in die Regierungszeit des Grafen Friedrich I., mit dessen Tode 1220 die ältere Linie der Leininger ausstirbt. Nach den archäologischen Fundstücken, besonders den mit der Wellenlinie geschmückten Gefässtücken, dagegen, sowie nach der auf ältere, primitivere Traditionen verrathenden Bauweise des fünfeckigen Turmes, sowie nach dem Typus der an ihm angebrachten Inschrift fällt die Erbauungszeit des Bergfrieds in eine etwas ältere Periode, mindestens in die Mitte des 12. Jahrhunderts, vielleicht noch etwas früher. Die Cyklopenmauern an der Ostseite des Berings dürften beweisen, dass schon in älterer Zeit hier auf der Höhe ein Zufluchtsort, ein Refugium sich befand für etwa in der Nähe wohnende Kolonen.

Sind wir hiermit über die Zeit der Entstehung der Burg ziemlich informiert, so gibt die erste Nutzteilung im Hause Leiningen vom Jahre 1237 einen negativen Beweis dafür, dass schon damals Schlosseck als bewohnbarer Bau kaum mehr bestand. In dieser Teilung zwischen den Brüdern Friedrich III. und Emich IV. werden die Besitztümer der Leininger so genau aufgeführt, dass ohne Zweifel auch der Name unserer Burg hätte zur Erwähnung kommen müssen, wenn sie noch als solche bestanden hätte. Daraus schliessen wir, dass Schlosseck bald nach seinem Aufbau wieder verlassen wurde und zwar im ersten Dritttheil des 13. Jahrhunderts. Auf diese Zeit deuten auch die archäologischen Reste hin, die man in den einzelnen Brandschichten des

Turmes vorfand: die primitiven eisernen Lanzen, sowie die gerieften Thongefässe. Die Veranlassung des Aufgebens von Schlosseck mag eine zufällige gewesen sein: der Ausbruch eines Brandes, welcher den aus Holz bestehenden Oberbau des Turmes vernichtete. Dafür zeugen die deutlichen Spuren, welche man beim Ausgraben dieses Bauwerkes vorfand. Aber auch irgend eine Fehde kann den Untergang des festen Schlosses herbeigeführt haben.

Es stehen somit die Geschicke dieser zweifellos den Leiningern zugehörigen Burg fest, welche nach ihrem Ruin von Friedrich II., dem Erbauer von Hartenburg, nicht mehr aufgebaut wurde, weil sie neben dieser Veste zum Schutze für das Kloster Höningen und als Thalsperre unnötig war. Mit den beiden letzteren Zwecken mochte sein Vorgänger Friedrich I. auch den dritten verbunden haben, das Kloster Limburg, reich an irdischem Gut, gegen einen von Westen kommenden Einfall zu schützen. Alle diese Dienste leistete besser die angesichts der Limburg auf deren Boden erbaute Hartenburg, und somit fiel Schlosseck in Trümmer, ohne dass man die Wiederherstellung der Burg unternahm.

Abgesehen von dem lokalgeschichtlichen und archäologischen Wert, den die Untersuchung der Ruine Schlosseck für das Isenachtal und die primitiven Verhältnisse des 12. Jahrhunderts beansprucht, bietet die Chronologisirung des versunkenen Schlosses einen weiteren Vorteil. Bekanntlich besteht zwischen den Archäologen der Rheinlande seit Jahren eine lebhafte Diskussion über die Zeitsetzung der aus Bossenquadern erbauten Bergfriede in den älteren Burgen der Rheinlande und des weiteren Süddeutschlands. Während Mone und Krieg von Hochfelden eine Reihe dieser oberrheinischen gebossten Haupttürme den Römern zuschrieben und Ohlenschlager wenigstens in manchen Punkten sich dem anschliesst, behaupten Oberst v. Cohausen, Karl v. Becker

u. A. den mittelalterlichen Ursprung dieser aus Bossenquadern oder Buckelsteinen erbauten Türme (vergl. die einschneidende aber stellenweise zu weit gehende Kritik von Karl v. Becker: „Geschichte des badischen Landes zur Zeit der Römer“, 1. Heft, bes. S. 22 bis 40, und v. Cohausen: „Die Bergfriede“, in den Bonner Jahrbüchern XXVIII. S. 1 bis 54). Die Pfalz ist nun an solchen Türmen besonders reich: es seien ausser Schlosseck hier genannt die Geiersburg bei Wachenheim, Landeck bei Klingenmünster, die Weglenburg bei Schönau, der Trifels bei Annweiler, das Lindelbronner Schloss bei Gossersweiler, Frankenstein, Neukastel und der südwestliche Turm auf Schloss Altleiningen. Nachdem nun durch die Datierung der Thorfaçade auf Schlosseck für diese Bauten aus Bossenquadern ein terminus ad quem gegeben ist, können wir für diese analogen Bauten der Pfalz mit Sicherheit schliessen, dass ihre Entstehung in das 12. oder in die Mitte des 13. Jahrhunderts oder kurz vorher zu fallen hat. Und da die etwas späteren Arbeiten der nahen Hartenburg keine gebossten Quadern mehr zeigen, so ist anzunehmen, dass diese Mode in den Mittelrheinlanden mit dem Ausgang des 13 Jahrhunderts verschwand, nachdem sie etwa zwei Jahrhunderte vorher als eine Tradition des Südens und italischer Einflüsse aufgekommen war (magistri Comaceni; vgl. neuestens W. Lübke in der Beilage zur Allgem. Zeitung 1888 Nr. 48). Jedenfalls geben die vortrefflich erhaltenen, teilweise riesigen Bossenquadern der Ruine Schlosseck, in Verbindung mit den erhaltenen Inschriften der deutschen Archäologie Gelegenheit, dieser für Architektonik und Chronologie des romanischen Burgbaues wichtigen Frage näher zu treten, als es bisher aus Mangel an Daten möglich war.

XI.

Schlüsse.[1])

Werfen wir noch einen vergleichenden Blick auf die in vorstehenden Blättern geschilderten Wallanlagen zurück, wobei noch der in „Studien“ VIII. Abt geschilderten Heidelsburg bei Waldfischbach zu gedenken ist (vergl. v. O. S. 65—70 und Bonner Jahrbücher Heft 77 S. 61—87 mit 3 Tafeln), so lässt sich nicht verkennen, dass sich für die Zeit derselben ein sehr weiter Raum öffnete. Derselbe reicht, wie die Funde von der Dürkheimer Ringmauer, dem Drachenfels, dem Kemmersberg, der Heidelsburg evident beweisen, von der Periode der neolithischen Zeit durch Bronzezeit, Hallstadt und la Tène-Zeit, Römerokkupation, Völkerwanderungszeit bis zur romanischen Periode im 11. bis 12. Jahrhundert n. Chr. Die Erbauung und Bewohntheit der rheinischen Wallanlagen ist für das Gebiet der Ur- und Vorgeschichte auf einen Zeitraum von vollen drei Jahrtausenden zu verteilen.

Immerhin heben sich auf diesem weiten Hintergrunde auf Grund der Einschlüsse einige Glanzzeiten ab. Dieselben fallen auf Grund der gemachten Beobachtungen naturgemäs gerade in die Zeiten, in welchen das Bedürfniss nach der Benützung dieser Rückzugsplätze — und als solche als Refugien oder Schutzbauten bezeichnet die meisten mittelrheinischen Wälle ihre Lage und ihre Fortifikations-

[1]) Bisher ungedruckt. D. V.

linien, einige allerdings mögen auch zu Kultuszwecken mitgedient haben, aber auch jede heilige Stätte war eine unnahbare — besonders lebhaft werden musste, in Perioden von hin- und herflutenden Völkerströmungen, dann hochgehende Wellen die unstätigen Stämme zur Aufsuchung dieser hoch- und abgelegenen Refugien veranlassen mussten.

Von solchen Sturmperioden der mittelrheinischen Wallanlagen lassen sich bis jetzt mit Sicherheit folgende, von rückwärts vorschreitend, unterscheiden.

1. Das 9.—10. Jahrhundert n. Chr., die Zeit der Einfälle der Magyaren längs der Donau bis zum Mittelrhein; in dieselbe Periode fallen die Mordbrennerzüge der Normannen.

2. Die Wende des 4. und 5. Jahrhunderts, sowie die Dauer des letzteren, als Franken, Alamannen, Burgunder, Alanen und andere Germanen die Rheingrenze durchbrachen und die Romanen nötigten auf den alten Jahrhunderte lang ungebrauchten Ringwällen Schutz zu suchen.

3. Die la-Tène Zeit scheint in ihrem Ende — Wende vom 2. zum 1. Jahrhundert v. Chr. — und in ihrem Beginn — 5./4. Jahrhundert v. Chr. — Anlass zur erneuten Benützung alter Refugien geboten zu haben, deren Gründung zum Teil in die Periode der ältesten arischen Einwanderung zu setzen ist, zum Teil dieser und der nachfolgenden kritischen Zeit angehören muss.

Ueber die Bevölkerung, welche auf diesen verschiedenen mittelrheinischen Ringwällen wohnte und hauste, lässt sich auf Grund der Einschlüsse selbst der Münzen kein bestimmter Anhaltspunkt gewinnen. Die Münzen der Römerzeit beweisen so wenig, wie die der Gallierzeit an sich, dass ihre Besitzer Römer oder Gallier gewesen sein müssen. Es lässt sich diese schwierige ethnologische Frage nur auf Grund von Inschriften, wie solche uns von der Heidelsburg bei Waldfischbach, der Heiden-

burg bei Kreimbach, der *Heidenburg* bei Oberstaufenbach bekannt geworden sind, näher treten. Ohne uns hierin auf Einzelheiten einzulassen, kann man doch getrost auf Grund der bisherigen Befunde die Behauptung aufstellen, dass ihre durch Inschriften aus der Römerzeit beglaubigte Bewohner *römischer Provinzialen* gewesen sind. Ebenso steht aus historischen Zeugnissen fest, dass die Bewohner der mittelrheinischen Ringwälle in der jüngsten Periode (9.—10. Jahrhundert n. Chr.) den *deutschen* Stämmen der Franken und Alamanen angehört haben müssen. Die ethnologische Zugehörigkeit der Wallbewohner jedoch, welche in der 3. Periode oder vorher diese Refugien bewohnten, hängt mit tiefergehenden ethnologischen Fragen zusammen. Insgemein wird man *diese* Burgwallverteidiger als *gallischer* oder richtiger *gallisch-germanischer* Rasse zugehörig bezeichnen dürfen.

Dass in einer Periode von *drei Jahrtausenden* der *bauliche* Charakter dieser mittelrheinischen Wallanlagen ein sehr verschiedener und zwar nach Alter und Material, sein musste, ergiebt sich sowohl aus unserer Einzelbetrachtung wie aus dieser kurzen Zusammenfassung. Dazu kommt noch, dass in verschiedenen Zeiten dieselben Rückzugsplätze allerdings in mehrfachen Modifikationen bezogen worden sind, und jede Zeit drückte demselben Platz wieder einen *neuen Stempel* auf. Aber nur *disjecta membra* legen von solchem Wechsel Zeugnis ab. — Ein Hauptfehler ist darnach das Generalisiren auf Grund *vereinzelter* Beobachtungen oder in Rücksicht auf *vereinzelt* stehende Nachrichten der Autoren.

Verschieden, wie die Kultur dieser drei *Jahrtausende*, welche von der neolithischen metallosen Urzeit der Arier bis zur technisch hochentwickelten Periode römischer Baukunst und herab bis zur Wiedergeburt derselben durch den unleugbaren magistri Comaceni reicht, ist auch die Bauweise

dieser Zufluchtsstätten gewesen. Dieselbe reicht vom rohen Aufeinandertürmen formloser Steinhaufen zur systematischen Mauerbildung nach gallischer, von Caesar überlieferten Weise herauf zur hochentwickelten Kastellanlage nach römischer Verteidigungsweise, wie solche Muster zahlreich noch links und rechts des Rheines vorliegen. Und wieder abwärts zum mörtellosen Quaderbau geht ihre Bauart in den Stürmen der Völkerwanderungszeit, bis sich wiederum auf Grund italischer Maurerweise und vereinigt mit Motiven germanischen Offensivsystems daraus entwickelt der ursprünglich einfache, doch mit der Zeit immer komplizierter werdende Bau des Refugiums, welches jedem Deutschen wohlbekannt ist, der Grundris der — deutschen Burg.[1])

[1]) Vgl. hierzu im Einzelnen Näher: „Die deutsche Burg", Berlin, 1885, S. 1—10.

XII.

Ein Urnenfund von Erpolzheim in der Pfalz.[1])

Es war beim Mittagsmahle einer Generalversammlung der Pollichia, des naturwissenschaftlichen Vereins der Pfalz, da brachte zum Dessert ein Bote eine mächtig bauchige Urne, in deren Innern eine hübsche Kollection von Schwämmen und Pilzen sich befand. Der Inhalt kam dem Pilzgelehrten des Vereins, Herrn Lingenfelder, in die Hände. Den Urnenfund machte der Entdecker dem Altertumsvereine zu Dürkheim zum Geschenke. Bei dem Interesse dieses Urnenfundes in verschiedener Beziehung folge hier zunächst der Fundbericht des Mühlenbesitzers J. Wernz aus dem angegebenen Orte.

Herr Jakob Kitsch von Erpolzheim fand im Oktober 1877 bei seinem Hause nördlich des östlichen Dorfteiles auf schwach südlich geneigtem Hange in der Tiefe von circa 3 Fuss — als Grundlage genommen — 13 Stück zum Teil wohl erhaltene Urnen. — Die ursprüngliche Tiefe muss wohl auf 4 Fuss angegeben werden, da das betreffende Land früher durch Abtragen etwa 1 Fuss tiefer gelagert wurde.

---

[1]) Beim Dorfe (mittelalt. Heribotesheim), 6,5 Kilometer östlich von Dürkheim, am Nordrande des Isenachbruches, bekannt durch mehrere Stein-, Metall- und Schädelfunde; vgl. d. V's „Studien“. III. Abt., S. 43 u. 44.

In der Zeichnung (Fig. 12) wurde die Stellung der Gefässe in $^1/_6$ natürlicher Grösse und nach Ordnungsangabe des Finders von dem Verfasser wiederzugeben versucht, und werde folgendes dabei bemerkt:

Urne B stand westlich der grossen Urne A, während das nur in Bruchstücken vorhandene Gefäss C östlich lagerte. Die Platte D mit hübsch gewundener Randverzierung diente jedenfalls als Deckel, da das mittlere Stück derselben in der Urne A den Boden nach oben kehrend gefunden wurde, während die Randstücke gleich einem Mantel um den oberen Teil der Urne A lagerten. — Einzelne hier nicht gezeichnete grobere Gefäss-Bruchstücke scheinen zur Unterlage gedient zu haben.

Von den in der grossen und ganz erhaltenen Urne A befindlichen neun Gefässen waren nur a und b mit feineren Knochenresten gefüllt, und eben solche Reste fanden sich auf dem Boden der grossen Urne; ob dieselben dem gebrochenen Gefässe d angehört haben, war nicht festzustellen.

Die auf der Vorder- und Hinterseite von a und b stehenden Schüsselchen c und c', von denen das letztere bei der Durchschnittszeichnung wegbleiben musste, sind ganz gleich und mit starken Wänden geformt; sie waren leer und unversehrt.

Die oberhalb um d gelagerten vier Schüsselchen e, e', e'', e''', von denen die beiden vorderen e'' und e''' ebenfalls bei der Durchschnitts-Zeichnung wegbleiben mussten, haben dünnere Wände, waren unter sich gleich geformt, aber in Stücke gegangen.

Bei allen in der Urne befindlichen Gefässen ging die ziemlich weite Oeffnung nach oben.

Sämmtliche 13 Gefässe sind soweit möglich zusammengesetzt, so dass die Form immer vollständig erkennbar ist

und dem Dürkheimer Altertumsverein nach Wunsch des Finders einverleibt.

Wie sich aus verschiedenen Unregelmässigkeiten auch aus den nicht immer parallel eingedrehten Ringen annehmen lässt, sind sämtliche Gefässe ohne Drehscheibe gefertigt und lässt es sich bei a und b durch die glänzend geriebenen unteren Eindrücke x und y weiter annehmen, dass diese Gefässe bei der Anfertigung hier aufgesetzt und mit den Händen angedrückt durch Drehung vermittelst der Hände ihre Form erhielten.

Als ringförmige Verzierungen — parallele Ringe — finden sich eingedrehte Riefen bei a, b, d und B.

Die grosse Urne A hat dreilinige, wellen- oder schlangenartige, vom Rande bis zum Boden laufende Verzierungen aufzuzeigen.

Die Gefässe im Innern der Urne A und ebenso das aussenstehende B sind schwarz, während die Urne A, sowie C und D eine hellere Erdfarbe zeigen. Die grosse Urne zeigt an ihrer unteren Hälfte Spuren von starkem Feuer, in Folge dessen die Verzierungen teilweise verwischt und die obere Hälfte auch teilweise geschwärzt erscheint, wie auch ein Sprung auf spannenlanger Strecke die Einwirkung des Feuers bezeichnen mag.

Nordöstlich der Fundstätte, circa 35 Schritte entfernt, wurden beim Hausbau des Herrn Kitsch vor etwa 25 Jahren zwei Gerippe in beträchtlicher Tiefe gefunden, deren Schädel[1]) zur Zeit in den Räumen der Pollichia zu Dürkheim aufbewahrt sind; eine Strecke westlich davon fand sich ein Plattengrab mit sehr grossen Gerippen, Thonperlen-Schmuck — davon die Hälfte im Altertumsverein — und einem Schwerte.

Was dem Urnenfunde von Erpolzheim, schliessen wir

[1]) Vgl. „Studien" III. Abt., S. 44; die Schädel haben einen Index von 75,0 und 87,9.

aus den Fundobjekten und dem Berichte, seine Bedeutung verleiht, ist vor allem die örtliche Lagerung. Es ist auffallend und verdient für den Mittelrhein alle Beachtung, dass drei kleine, schüsselförmige Gefässe mit Knochen gefüllt im Innern der Graburne mit sechs anderen stehen. Aussen sind befindlich westlich und östlich je eine alleinstehende Geräturne, wahrscheinlich zur Aufnahme von Speise und Trank bestimmt. Die drei Knochenurnen scheinen ein mehrfaches Begräbnis anzudeuten — vielleicht ein Familiengrab.

Was die Dimensionen der Urnen betrifft, so hat die Graburne eine Höhe von 34 cm, einen oberen Durchmesser von 26 cm, einen unteren von 13 cm. Die sechs gleichen Schüsselchen haben einen oberen Durchmesser von 14 cm und laufen konisch nach unten zu. Die Form der übrigen, sowie deren Dimensionen ergeben sich aus der Zeichnung.

Bezüglich der Technik der Gefässe ist zu bemerken, dass sie sämtlich ohne Anwendung einer regelmässigen Drehscheibe hergestellt sind, doch zeigt eine geschwärzte und kegelförmige Vertiefung, dass sie, wie schon H. Wernz bemerkt, vielleicht auf einem Holz mit kegelförmiger Erhöhung aufgesetzt und mit den Händen gedreht wurden. Die meisten Gefässe bestehen aus geschlemmtem Lehm, zeigen unregelmässige Brennung und haben gleichmässig dünne Wände.

Von Verzierungen finden sich auf zwei kleineren Gefässen und auf der bauchigen Geräturne B eingeritzte, parallele Riefen oder Rinnen, die vielleicht schon beim Drehen mit einem spitzen Stäbchen angebracht wurden. Ein ganz singuläres Ornament trägt die Graburne A, nämlich drei von oben nach unten laufende wellenartige Linien. Es ist bekannt, dass sich das Wellenornament vorzugsweise auf den altslavischen Gefässen in Ostdeutschland und Russland vorfindet. Virchow bezeichnet diese wellenartigen Linien als

ein Hauptcharacteristicum der altslavischen Urnen. Auch auf westdeutschem und speziell rheinischem Boden findet sich jedoch auch das Wellenornament, so auf einer Urne von dem fränkisch-alemanischen Grabfelde bei Schierstein im Rheingau (vgl. Bericht über die VI. allgem. Versammlung d. d. Gesellschaft für Antropologie etc., 1874, S. 12), auf einem Grabgefässe von einem Reihengräberfelde von Kirchheim a. d. Eck (auf letzterem Gefässe sieben parallele Wellenlinien, in der unteren Hälfte acht längliche Eindrücke[1]), sowie auf zahlreichen fränkischen Gefässen von Obrigheim.[2])

Der Unterschied aber zwischen den Wellenlinien vom slavischen Gebiete und diesen mittelrheinischen, sowie den auf der Graburne von Erpolzheim, ruht in der Lage derselben.

Auf den mit der Drehscheibe verfertigten Gefässen laufen die Wellenlinien in der Horizontale, auf diesem ohne Drehscheibe hergestellten in der Verticale. Und dieser Umstand erklärt sich aus der Art der Herstellung des Gefässes.

Während des Umdrehens der Scheibe oder einem mit einer Erhöhung versehenen Brette, wie bei den kleineren Gefässen von Erpolzheim, kann man während des Drehens durch Ansetzung eines Stäbchens oder einer Gabel die Wellenlinien mit Leichtigkeit erzeugen. Dagegen die Verzierungen der aus freier Hand hergestellten Gefässe, wie dieser grossen Graburne A von Erpolzheim, lassen sich erst nach Vollendung des Gefässes anbringen, und dann ist die Verzierung nach verticalen Partien diejenige, die dem Töpfer am nächsten liegt (vgl. über diese Technik L. Schneider in der „Zeitschrift für Ethnologie", X. Bd. 1878, Verhandlungen S. 39 bis 43, sowie M. Much, „über prähistorische Bauart und

[1]) Vgl. Beschreibung und Fundbericht in der Zeitschrift „Kosmos" 1879, Märzheft.

[2]) Vgl. d. V.'s „Studien" IX. Abt., S. 6, 27–28.

Ornamentirung der menschlichen Wohnungen", 1878, S. 27 bis 28).

Was aber dem Erpolzheimer Urnenfunde vor Allem Wichtigkeit verleiht, ist die Analogie, die ihm mit gewissen ostdeutschen und europäischen Funden aus Urnenfeldern germanischer Vorzeit eigen ist. Die charakteristische Form der ausgebogenen und gerieften kleinen Geräturne, die Schweifung an der Trankurne (B), die Technik der Gefässe und ihre Zusammensetzung, vor allem aber ein Stempel (vgl. Fig 13), der sich auf der Aussenseite eines Schüsselchens befindet, das sogenannte Triquetrum von der Form eines griechischen Ypsilons.

Das alles sind Kriterien, welche der Fund von Erpolzheim gemeinsam hat mit solchen des Ostens Europas. Man vergleiche vor allem hiermit die Funde des Gräberfeldes zu Zaborowo, in der Provinz Posen, das Urnen ganz ähnlicher Form, nur mit reicherer Verzierung, und die Anwendung desselben eigentümlichen Stempels, des Triquetrums zeigt (vgl. „Zeitschrift für Ethnologie", VI. Bd. 1874, S. 217 bis 224 und Tafel XV, besonders Fig. 2). Es ist das die Urnenform, denen Virchow von ihrem Hauptfundplatze her den Namen „Lausitzer Typus" gegeben hat. Dieselben zeigen viel Kunstsinn in den Formen und Ornamenten, gleichmässige Wände, meist verticale Anordnung der Verzierungen und vielfach Anwendung von Buckeln und Henkeln, aber keinen Gebrauch der Drehscheibe, wie bei den Gefässen des sogenannten „Burgwalltypus" (vgl. Anhang zum II. Bde. der „Materialien zur Vorgeschichte der Menschen im östlichen Europa" von A. Kohn und Dr. C. Mehlis, a. m. St.) Funde solcher Urnen sind nach Osten bis in das Gebiet der Warthe mehrfach bekannt (vgl. z. B. „Materialien", I. Bd. S. 211, Fig. 91 u. s. w., und R. Behla: die „Urnenfriedhöfe mit Thongefässen des Lausitzer Typus" Luckau 1882, Taf. I

bis Fig. 2, 8—11). Einen Stempel ganz entsprechender Form und Technik dem Erpolzheimer verzeichnet R. Behla Taf. II, Fig. 14 von einem Urnenfelde bei Garrenchen im Kreis Luckau. — Auch die Urnenfelder von Schleswig-Holstein zeichnen in der Bildung des Deckels sowie des senkrechten Wellen-Ornamentes auffallende Parallelen (vergl. J. Mestorf: „Urnenfriedhöfe von Schleswig-Holstein" Taf. III, Fig. 1; Taf. VI, Fig. 6).

Dass sich diese analogen Funde hier am Mittelrhein und in Nordostdeutschland vorfinden, darf den Archäologen und den Historiker nicht Wunder nehmen. Sind es doch dieselben Stämme gewesen, die am Strande der Ostsee, an den Ufern der Elbe, Oder und Weichsel sassen, und die als Sueben, Alamannen, Burgunder, Vandalen, Langobarden allmählich in den Gesichtskreis der Geschichte traten. Erstreckt sich doch, um mit Virchow zu reden (vgl. Correspondenzblatt d. d. Gesellschaft für Anthropologie 1878, Nr. 9, S. 105), von den Cimbern bis zu den Langobarden und Burgundern eine regelmässige continuirliche Gliederung, die von der Ostsee an den Mittelrhein und an die Donau führt. Wenn wir dieselben Gefässe mit denselben Ornamenten und denselben Stempeln in dem Lande zwischen Elbe und Weichsel, am Mittelrhein und an der March (vgl. den Urnenfund von Dr. M. Much bei Lundenburg), in Böhmen[1]) und am Mittelrhein wahrnehmen, so ist das in Verbindung mit historischen Thatsachen ein archäologischer Beweis dafür, dass diese Stämme — Sueben, wie sie Tacitus und Caesar, Strabo und Ptolemaeus nennen, hierher in der neuen Heimat mit derselben Fertigkeit und verhältnissmässigen Kunst ihre Gefässe verfertigten, auf dieselbe Art ihre Todten bestat-

[1]) Vgl. den Fundbericht von W. Osborne über die Ausgrabungen auf dem Hradischt in Böhmen „Isis" 1878, I. Abthl., S. 32 bis 39. Die Thonscherben, welche Herr Osborne dem Verf. sandte, weisen in vorzüglicher Art den Lausitzer Typus auf.

teten, in derselben Weise ihren Sitten und Gewohnheiten treu blieben (vgl. über die Sueben und ihre Einwanderung zur Zeit Caesar's Usinger, Anfänge der deutschen Geschichte, S. 26 bis 266, des V's Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande, I. Abt., S. 33 bis 51).

Ueber die specielle Zeit, in welche diese Gräber zu setzen sind, kann man im Schwanken sein, das aber mag man mit Berücksichtigung aller einschlägigen Verhältnisse annehmen, dass sie vor die Periode der energischen Kultureinwirkung der Römer fallen; die ersten zwei Jahrhunderte vor Chr. mögen den Zeitraum bezeichnen, wo die Besitzer dieser Knochenreste — germanische Vangionen oder halbgallische Nemeter — hier am Mittelrhein das Land bebauten und das Wild im Hartgebirge erjagten.

XIII.

Ein prähistorischer Schmuck.[1])

Bekanntlich ist keine Gegend reicher an Denkmälern aller Perioden als das Mittelrheingebiet von Speyer und Worms, abwärts bis Mainz und Bingen und westwärts bis zur Nahe und Saar. Schon vor den Römern lagen hier ja Städte oder wenigstens ständige Niederlassungen der gallischen Stämme, so Noviomagus-Speyer, Borbetomagus-Worms, Rufiana-Eisenberg, Alteja-Alzey, Bingium-Bingen u. a. Kein Wunder, dass auch diese Gegend, welche auch ausserdem die niedrigsten Wasserscheiden längs der Gebirgskette vom Schweizer Jura bis zur Eifel und zur Veen in sich schliesst (zum Teil nur etwas über 1000 Fuss, so die Frankensteige zwischen Dürkheim und Kaiserslautern 346 m Seehöhe) und somit den leichtesten Verkehr nach Westen zu den Hochplateaus an der Mosel, nach Osten zur rheinischen Tiefebene ermöglichte, besonders reich ist an Denkmälern der vorrömischen Kulturperioden. Kein Gebiet Mitteleuropas hat demnach die gleiche Fülle wie das bezeichnete geliefert. Es genügt zu erinnern an den goldenen Hut von Schifferstadt, die Bronzeräder von Hassloch, die Goldringe von Böhl, den Dreifuss von Dürkheim, die Bronzeringe von Leimersheim, die Bronzegefässe und den Kantharos von Rodenbach, die reichen Hügelgräberfunde von der Nahe, von Kreuznach,

---

[1]) Vergl. Fig. 14 a und b.

Waldalgesheim, Birkenfeld und der Saar, von Mettlach, Weisskirchen (vergl. des Verfassers „Archäologische Karte der Pfalz und der Nachbargebiete“, Leipzig 1885, und Genthe: „Ueber den etruskischen Tauschhandel nach dem Norden“. 2. Aufl. mit Karte).

Aber stets neue Schätze bringt der Boden dem suchenden Spaten und der zufällig angewendeten Hacke dar. In der Nähe der Stelle, wo der Glan seine hellen Wasser mit der munteren Nahe mischt, 1 Stündchen von den Ruinen des romanischen Klosters Dissibodenberg, lagert im weiten Thalgrund der wohlhabende Ort Odernheim an der Grenze der bayerischen Pfalz. Auf der Höhe, welche nach Nordosten über den Lemberg zur Ebernburg führt und aus Dioritfelsen und anderem vulkanischen Gestein besteht, liegt hoch über dem Heimelsbach der Gemeindewald „Heimel“ genannt, welcher zu Odernheim gehört. Ende Januar 1886 nun liess die Gemeinde hier im Distrikt „Drossel“ (= Steingerassel, = Gerölle) Steine fahren, und dabei fand sich zufällig ein seltsamer Schmuck aus grauer Vorzeit. Er bestand ursprünglich aus 14, jetzt aus 13 aneinanderhängenden prächtig erhaltenen Bronzeringen, welche ein Gewinde seltsamer Art bilden. Es lag fast mannstief im Geröll verborgen und gehörte aller Vermutung nach zu einem Grabhügel, der eben aus diesem Geröll getürmt war. Der Zufall hat in dem Grabinnern nur dies eine Beutestück erhalten.

Die einzelnen Bronzeringe haben einen Durchmesser von 6,1 cm und sind auf der oberen und unteren Seite glatt und platt ohne jede Erhöhung. Auch die Innenfläche der kantigen Reifen ist fast eben gearbeitet, während die Aussenseite in der Form von schwach profilierten Knöpfen durchlaufend ornamentiert sich zeigt. Und zwar sind je drei Knöpfe zu einem Muster verbunden, von denen der mittlere — 12 mm lang — mit feinen Riefen geschmückt erscheint, während

die zwei ihn einrahmenden Knopfungen bei einer Länge von je 5 mm dieser scharf eingepunzten Linien entbehren. Der Längendurchschnitt des Bronzereifens misst 4 mm, der Breitendurchschnitt 3 mm. Eine fast unmerkliche Schlussöffnung besitzt jeder Reif, und jeder hat noch Federkraft. So waren sie ursprünglich durch diesen nicht hervortretenden Schluss mittelst ihrer Elastizität ineinander geschoben worden. Das ganze, ursprünglich aus 14 ganz gleichen Ringen, von denen jeder 22 g wiegt, bestehende Gewinde hatte eine Gesamtlänge von 76 cm (jetzt nur 70 cm).

Zu welchem Zweck dienten diese noch jetzt teilweise in goldähnlichem Glanz schimmernden Reifen?

In den Museen sind wohl ähnliche Bronzegebinde erhalten. Sie bestehen aus Bronzedraht, der um seine eigene Achse in Spiralen gewunden ist. Bei Lindenschmitt „Altertümer unserer heidnischen Vorzeit" sind solche an mehreren Stellen, so I. Bd. X. Heft, 1. Taf. Nr. 6, abgebildet, ebenso bei Tröltsch: „Fundstatistik der vorrömischen Metallzeit in den Rheinlanden" S 34 Nr. 72 und 73. Aber ein Fund wie der von Odernheim fehlt. Obige aus roh gegossenem Bronzedraht hergestellte Spiralen dienten als Schmuck für den nackten Oberarm. Auch unser Geringel wurde unstreitig zum Schmuck einst von einem gallischen Helden oder einer weissarmigen Sirona benützt. Entweder zierte das Band unserer Reifen die breite Brust eines Mannes, indem dasselbe kettenartig von Schulter zu Schulter gezogen ward, oder es umgürtete die muskulösen Hüften einer Schönen der Vorzeit als Gürtel. Von farbigen Bändern umwunden, mag dieser hellstrahlende Gürtelring auf der hellen Leinwand- oder Wollentunika von anziehender Wirkung gewesen sein. Ein Venusgürtel der Vorzeit!

Zum Schluss noch einige Worte über die Herstellung dieses schon von einem gewissen Kunstsinn Zeugnis ablegenden

Schmuckes der Vorzeit. Es kann die Frage sein, ob diese Bronzereifen durch Guss oder Schmiedearbeit hergestellt worden sind. Nach unserer Prüfung wurden diese Ringe in Thon- oder Wachsformen gegossen, dann aber mit feinen Feilen geglättet und die Ornamentierung mit Stahlpunzen eingeschlagen oder mit Stahlfeilen eingeschliffen. Ohne Anwendung von Stahl und Eisen war die Herstellung solch feiner Linien unmöglich. Demnach und nach dem Stil der Verzierungen dürfte der Schmuck an das Ende der Hallstatt-Zeit oder in die Periode der frühesten la Tène-Zeit, d. h. in das 5.—4. Jahrhundert vor Christus zu setzen sein. (Vgl. O. Tischler im „Correspondenzblatt d. d. Gesellschaft f. Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“ 1885, S. 158 u. 172. Bei Vouga: „les Helvètes à la Tène“ pl. XX Fig. 8 und 9 sind ähnliche, jedoch roher gegossene Armringe abgebildet.)

Der interessante Bronzeschmuck kam auf Veranlassung des Verfassers dieser Zeilen als Geschenk der Gemeinde Odernheim in das Museum des historischen Vereins nach Speyer. Hier bildet er nicht die letzte Zierde der an Geräten der Vorzeit fast überreichen Sammlung. Similia sequantur splendida ornamenta!

XIV.

Prähistorische Eisenbarren vom Mittelrheinlande.

Auf dem Anthropologenkongresse zu Trier (1883) legte der Verfaster einen auf der Limburg bei Dürkheim mit la Tène-Gefässen gefundenen Eisenbarren vor.[1]) Dieser Eisenbarren besteht aus gutem Schmiedeeisen und hat, wie die übrigen bisher vom Mittelrheingebiete bekannten, die Gestalt einer nach beiden Enden zugespitzten Doppelpyramide und ein Gewicht von rund 6 kg. Die schwarzglänzenden, dünnen, auf der Drehscheibe hergestellten Gefässreste, mit denen dieser Eisenbarren sich vorfand, sind charakteristisch für die la Tène-Zeit, in welcher eine starke, prähistorische Niederlassung auf der Limburg und der gegenüberliegenden Ringmauer existirt hat.[2])

Die Zahl dieser gleichförmigen Eisenluppen ist nun durch einen neuen Fund vom Jahre 1885 um zwei vermehrt worden. Am mittleren Hartgebirge erhebt sich hinter Deidesheim in dessen besten Weinanlagen, unweit des Reiterpfades, einer Römerstrasse, der Wallberg. Am Fusse desselben stiessen im Herbst 1885 Arbeiter des Herrn Gutsbesitzers H. Eckel auf zwei stark verrostete Eisenbarren und zwar in einer Tiefe von gut fünf Fuss. Dieselben besitzen die gleiche zugespitzte Form (vgl. Fig. 15), nur hat der zweite

---

[1]) Vergl. „Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte", 1883, S. 147—151.

[2]) Vergl. Mehlis, „Studien", VII. Abt., S. 7—13.

Barren seine Spitzen durch Rost und Beschädigung beim Ausgraben verloren. Die Länge des vollständigen Barren beträgt 40 cm, die des verletzten 31 cm; die Seiten des Rechtecks, welches den Durchschnitt an der dicksten Seite bildet, messen 6 und 4 cm, folglich der Umfang 20 cm. Das Gewicht des vollständigen Barren beträgt $2^7/_8$ kg. In unmittelbarer Nähe dieser zwei Eisenluppen lagen dicke, rohe, ungebrannte Scherben von derselben Qualität, wie solche sich zahlreich auf der Dürkheimer Ringmauer und in Hügelgräbern der la Tène-Zeit vorfinden.[1])

Die Funde kamen als Geschenk des Herrn H. Eckel in das Dürkheimer Museum.

Die Zahl der vom Mittelrheinlande bekannten Eisenbarren steigt mit diesem neuen Funde auf 42 Stück.[2]) Die Fundplätze verteilen sich in der Pfalz und Rheinhessen folgendermassen (vgl. Fig. 17):

1.	Monzernheim in Rheinhessen bei Alzey . . .	26	Stück
2.	Mainz auf dem Kästrich	2	„
3.	Bockenheim	1	„
4.	Studernheim bei Mannheim	1	„
5.	Limburg bei Dürkheim mit la Tène-Sachen . .	1	„
6.	Wachenheim bei Dürkheim	1	„
7.	Forst bei Dürkheim	3	„
8.	Deidesheim bei Dürkheim mit la Tène-Gefässen .	2	„
9.	Heidelberg mit römischen Funden	2	„
10.	Ramstein bei Landstuhl	2	„
11.	Ebernburg auf römischem Pflaster	1	„
	Summa	42	Stück

Nur bei vier Funden ermöglichen Beigaben eine chronologische Fixirung: mit den Limburger und Deidesheimer Barren waren la Tène-Sachen vergesellschaftet, bei den Barren von Heidelberg und Ebernburg sind römische Beigaben nachgewiesen.

[1]) Vergl. Mehlis, „Studien“, II. Abt., Taf. II. u. III.

[2]) Vergl. Mehlis, „Studien“, VI. Abt., S. 10.

Als archäologischer Schluss aus diesen Thatsachen ist der anzusehen: Diese Eisenbarren wurden sowohl in der la Tène-Zeit wie in der römischen Periode in gleicher Weise von einheimischer Montanindustrie im Mittelrheingebiete hergestellt.

Aus dem vom Verfasser geführten Nachweise jedoch, dass zu Ramsen und Eisenberg an der Eis zur vorrömischen und römischen Epoche eine starke Eisenindustrie bestand, bei der mit vorgefundenen sogenannten Rennöfen gerade solche in Rede stehende Eisenbarren massenhaft hergestellt wurden,[1]) ergibt sich die hohe Wahrscheinlichkeit, dass diese mittelrheinischen Eisenbarren sammt und sonders — vielleicht mit Ausnahme der Mainzer 2 Stück — zu Eisenberg-Ramsen, dem Rufiana des Ptolemäus, ihren Ursprung haben. Wie das Kärtchen (Fig. 17) beweist, liegen die Fundstellen nach N, O, SO, W und NW peripherisch um Eisenberg herum. Dort, wohin die von der Natur gezeichneten Verkehrsstrassen, die Flüsse Eis, Isenach, Pfrimm, Alsenz, Glan weisen, liegen durchgehends auch die Fundstellen unserer Barren, besonders draussen am Rande des Gebirges und in der reichen Ebene. Dort aber, wo die Wildnis des mons Vosagus im Süden das Pfälzerland überlagert, sind auch keine Fundstellen bekannt geworden. Ein Blick auf die Karte und den Mittelpunkt, in dem an der Eis die zahlreichen Schlackenhalden und Schmelzöfen aus der la Tène-Zeit und der Periode der Römerokkupation lagern, genügt, um den Ursprungsort der meisten mittelrheinischen Eisenbarren vor Augen zu stellen.

Auf der Trierer Anthropologenversammlung hat d. V.

---

[1]) Vergl. Mehlis, „Studien", VI. Abt., und „Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie etc.", 1884, S. 207—208. Ausserdem Gurlt: „Bonner Jahrbücher", Heft 79, S. 241, und L. Beck: „Geschichte des Eisens", I. Abt., S. 733.



ferner den Beweis dafür anzutreten versucht, dass die von Julius Caesar (de bell gall. V, 12, 4) bei den Britanniern erwähnten „taleae ferreae ad certum pondus examinatae“ identisch sind mit den mittelrheinischen Eisenbarren. Caesar selbst beweist ja die Identität der britischen und gallischen Nationalität, ebenso führt er Zeugnisse für den alten Verkehr zwischen Albion und dem nördlichen Festlande Europas an.[1]) Auch das Eisengeld der Lacedämonier dürfte hierher zu rechnen sein Dass Victor Place im assyrischen Palaste zu Ninive zahlreiche Eisenbarren von derselben Form, nur mit einem Loche zum Aufhängen versehen, auffand[2]), diese Thatsache beweist das hohe Alter dieser Schmiedeform und die Abhängigkeit der westeuropäischen Metallurgie von asiatischen Kulturströmungen.

Aber diese Eisenbarren, welche nach einem bestimmten Gewichte geschmiedet und pro nummo, d. h. als Tauscheinheit galten, hatten auch bestimmte Unterabteilungen.

Schon dem Fachmanne L. Beck ist das in bestimmten Grenzen normierte Gewicht der Monzernheimer Barren aufgefallen; das Durchschnittsgewicht derselben beträgt 5 kg. Vergleichen wir nun Barren, welche demselben archäologischen Kreise, nämlich der la Tène-Periode angehören, die von Limburg und Deidesheim, so wiegt der Limburger Barren $5^3/_4$ kg und der Deidesheimer $2^7/_8$ kg, d. i. genau die Hälfte von jenem. Dasselbe Verhältnis besteht zwischen den Barren von Studernheim und denen von Wachenheim und Forst. Kurz, wir stossen auf zwei Arten von Barren, Vollbarren, welche rund 6 kg wiegen — natürlich muss der Gewichtsverlust durch Oxydation und Abbruch der spitzen

---

[1]) Vergl. Caesar: de bell. gall. V, 12—14, VI, 13, 11 und Tacitus, Agricola 11.

[2]) Vergl. Beck, a. a. O., S. 133—138 mit Abbildung der Barren, S. 135 und unsere Fig. 16 a und b.

Enden in Rücksicht gezogen werden — und Halbbarren von rund 3 kg Gewicht. Nach unserer Besichtigung gehören zu den Vollbarren die meisten Stücke von Monzernheim, die 2 von Ramstein, die Mainzer, zu den Halbbarren die Stücke von Forst, Deidesheim, Wachenheim, sowie einige von Monzernheim.

Die Notiz des Caesar, dass die taleae ferreae der Britannier nach einem bestimmten Gewichte ausgeprägt seien, erhält durch diese Verhältnisse ihre volle Bestätigung. Nur unter solchen Verhältnissen konnten diese Barren auch als Zahlungsmittel = pro nummo dienen.

Vergleicht man ferner die bei L. Beck a. a. S. 135, Fig. 31 und hier als Fig. 16 a und b aufgezeichneten, gelochten Barren Nr. 1 und 3, so fällt bei ihrem Anblicke sofort in die Augen, dass zwischen 1 und andererseits 3 ein ähnliches Verhältnis obwaltet, wie zwischen den Barren von Limburg (= 1) und Deidesheim (= 3). Nr. 1 = 16a ist ein Vollbarren, Nr. 3 = 16b ein Halbbarren; dem Gewichte nach möchten wir die Vollbarren auf nicht unter 6 kg schätzen, die Halbbarren auf etwa die Hälfte. Auch die von Place angegebene Länge von 32 bis 48 cm, sowie die Dicke in der Mitte 7 bis 14 cm stimmt mit den mittelrheinischen Barren überein (Länge 40 bis 50 cm). Nach Beck's Annahme rühren diese vor der letzten Zerstörung von Ninive (605 v. Chr.) in diesem Magazine angesammelten Eisenbarren zumeist von Tributzahlungen der Chalyber, Moscher und Tibarener im nördlichen Armenien her.[1]) Der Engländer W. Hamilton hat nun 1837 den Nachkommen der eisenkundigen Chalyber, welche zum griechischen Namen des Stahles (*χάλυψ*) zu Pathen standen und deren Land schon Aeschylos „das Mutterland des Eisens“[2]) nennt, einen Besuch gemacht.

---

[1]) Vergl. L. Beck a. a. O. S. 263—268.

[2]) Prometheus, Vers 302.

Das Erz wird von diesen Schmieden in einer gemeinsamen Schmelze gewonnen und in Luppen ausgeschmiedet, von denen jede 6 Oken oder 13½ Pfund wiegt. Der Schmelzofen scheint danach den einfachen Rennöfen der Römerzeit und des Frühmittelalters ähnlich konstruiert zu sein. Höchst auffallend ist aber das Gewichtsverhältnis, in welchem diese Barren der Chalyber zu denen von Khorsabad und dem Mittelrheinlande stehen. Sie kommen nach Abzug des Abnutzungsgewichtes und des Oxydationsprozesses dem Durchschnittsgewichte der rheinischen Barren von 6 kg so nahe, dass hierin an keinen Zufall zu denken sein wird. Nach Aeschylos, Xenophon, Strabo[1]), Aristoteles galt der Stamm der Chalyber als der Eisenstamm *κατ' ἐξοχήν*; das ganze Volk lebte von der Eisenbereitung; nach des Aristoteles' genauem Wortlaute verstanden sie die Kunst, vorzüglichen Stahl herzustellen. Es lässt sich leicht vorstellen, dass das Gewicht ihrer Luppen auf dem Eisenmarkte der Vorzeit, den sie mit Primawaare und in erster Linie versorgten, massgebend wurde für die ganze Fabrikation von Eisenbarren überhaupt. Man machte die Form von der Seite anderer Schmiede nach, um dem Glauben an gleichen Inhalt Vorschub zu leisten. Auf diese Weise mag es gekommen sein, dass sich die Form dieser chalybischen Barren, vom Süden des Kaukasus, vom metallberühmten Kolchis aus sowohl nach dem Westen zu den Norikern, Galliern und Britanniern verbreitet hat und hier in der la Tène-Zeit und vielleicht noch während der römischen Periode den Markt beherrschte, als auch nach Südosten nach Ninive und Babylon und nach dem Süden auf den Eisenmarkt der Phönizier nach Tyrus gelangte. Das Urgewicht der Chalyber, 6 Oken = 6 kg, hielt man

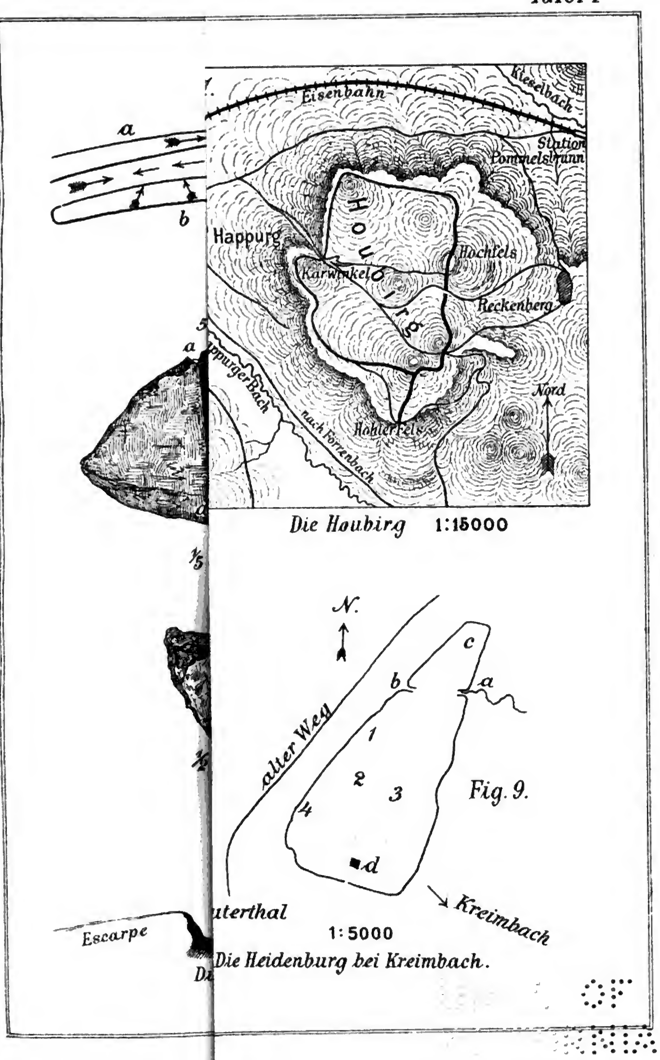
[1]) Vergl. L. Beck a. a. O. S. 263—264.

dabei fest und teilte die Barren zum handlicheren Gebrauch auch in Halbbarren ein.

Fehlt auch im Kettenschlusse, dass diese Chalyber und Moscher durch die vermittelnde Thätigkeit der Phönizier und Griechen, welche an der Küste von Kolchis eine Reihe von Handelsstädten besassen[1]) (Kerasia, Phasis, Dioscurias, Sebastopolis u. A.), massgebend wurden für die Form und das Gewicht unserer mittelrheinischen Eisenbarren, sowie überhaupt des geschmiedeten Eisens der Vorzeit, so liegt doch das Resultat des Schlusses auf der Hand, und gerade ein solcher Ausblick in den Handelsbetrieb der fernen Vorzeit mag zu weiteren Forschungen und Untersuchungen anregen.

[1]) Vergl. H. Kiepert: „Lehrbuch der alten Geographie", § 88 und L. Beck a. a. O. S. 265 oben.





Die Houbirg 1:15000

Fig. 9.

1:5000

Die Heidenburg bei Kreimbach.

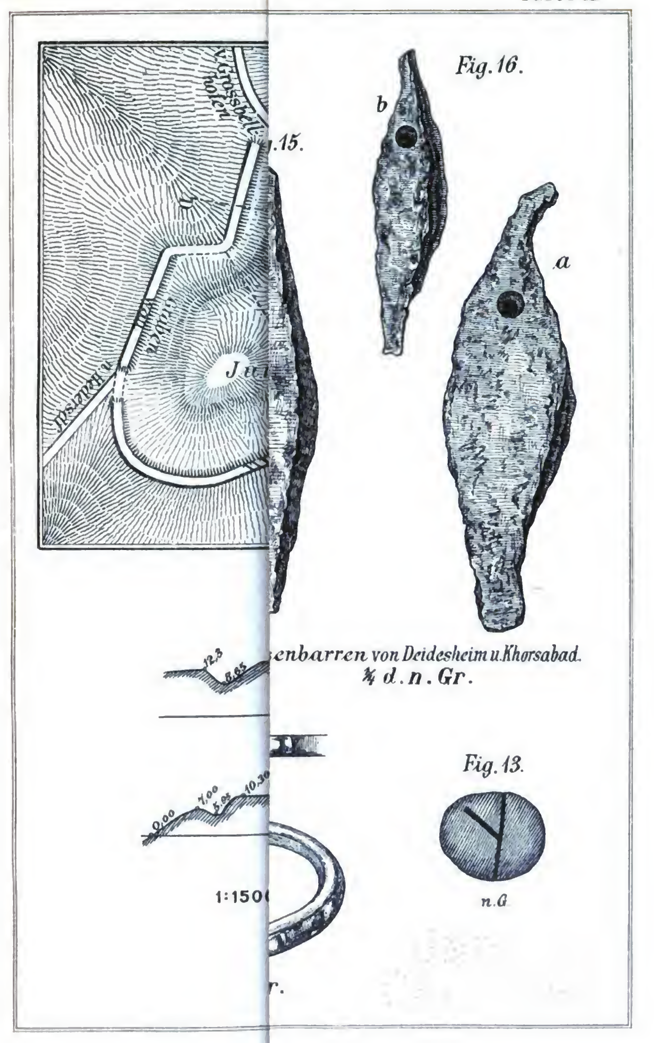
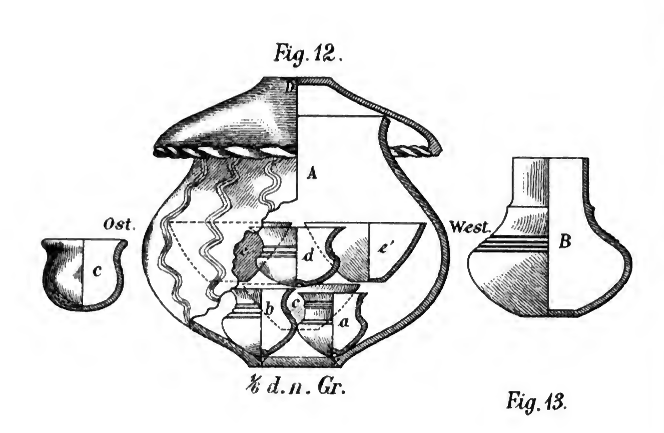
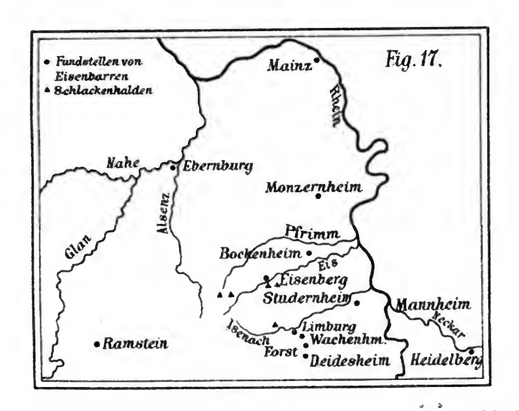

Fig. 16.
b
a
...enbarren von Deidesheim u. Khorsabad.
¾ d. n. Gr.
Fig. 13.
n. G.
...g. 15.
v. Grossbockenheim
Ju...
1:150...
12,3
8,65
0,00
7,00
5,05
10,30
r.

Fig. 12.



⅙ d. n. Gr.

Fig. 13.



Tafel IV Fig. 18.



Portal von Schloſseck.



